



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Das Paradies der Dinge.

**Zum Umgang mit epistemischer Materialität in
Wissenschaft und Museum**

Verfasser

Alexander Martos

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Oktober 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 296 295

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Philosophie

Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Claus Pias

Inhalt

<u>EINLEITUNG</u>	<u>6</u>
<u>KAPITEL 1 – DINGKONZEPTE IN HISTORIOGRAPHIE UND EPISTEMOLOGIE</u>	<u>13</u>
1.1 Der Weg zum Objekt	14
1.1.1 Gaston Bachelards rationaler Materialismus	14
1.1.2 Begriffs-Geschichten: Georges Canguilhem's Objekte einer Wissenschaftshistorie	20
1.2 Die Materialität des Diskurses in der Archäologie des Wissens	29
1.2.1 Geschichte diskursiver Dinge	31
1.2.2 Die Materialität der Aussagefunktion	33
1.2.3 Der Diskurs als Monument und Archiv	35
<u>KAPITEL 2 – DIE SZENE DER VERSAMMLUNG</u>	<u>39</u>
2.1 Die Hobbes-Boyle Kontroverse(n)	40
2.1.1 Zwei Artefakte: Labor und Leviathan	40
2.1.2 Vom stummen, sinnbegabten Ding zur objekt-orientierten Demokratie	45
2.1.3 Das wundervolle Bestiarium der Cyborgs	60
2.2 Vor-Version einer kulturellen Wende	67
2.2.1 Experimentalsysteme und epistemische Dinge	67
<u>KAPITEL 3 – DINGKULTUREN DES MUSEUMS</u>	<u>73</u>
3.1 Materialkultur	74
3.1.1 Fetisch und Moderne	74
3.2 Über-Setzungen ins Museum	82
3.2.1 Der Kunst-Griff nach fremden Dingen	85
3.2.2 Strategien des Zeigens zwischen Ästhetisierung und Ontologisierung	88
3.2.3 Kollektion und Kollektiv	91
3.2.4 Ding-Schauen: Public Understanding of Ding-Theorie?	97
<u>VERWENDETE LITERATUR</u>	<u>100</u>
<u>ANHANG</u>	<u>105</u>
Lebenslauf	106
Abstract	109

*„Diese ganze Korrespondenzgeschichte zwischen den Worten und
der Welt ist auf eine schlichte Verwechslung von Kunstgeschichte
und Epistemologie zurückzuführen.“*

---Bruno Latour

Einleitung

Wenn ich gelegentlich nach meiner beruflichen Tätigkeit gefragt werde, habe ich stets die selbe Schwierigkeit: Seit rund zehn Jahren arbeite ich in der *Wissenschaftskommunikation* und bin nach wie vor kaum in der Lage, in wenigen Worten zu erklären, womit genau ich im Spannungsfeld von *Wissenschaft und Gesellschaft*, Wissenschaftspopularisierung und der Gestaltung von Ausstellungen meinen Unterhalt finanziere. Daran habe ich mich inzwischen gewöhnt und umso erstaunter war ich, dass die Frage nach dem Gegenstand meiner – mit einigen Jahren Verspätung begonnenen – Diplomarbeit wesentlich leichter zu beschreiben war. Die Beschäftigung mit Dingkonzepten, genauer mit dem Verhältnis von *Wissenschaftsdingen* und musealen Objekten, scheint wesentlich eingängiger als die vergleichsweise abstrakte Frage nach der Kommunikation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Alltagsgegenstände, Kunstwerke und technologische Artefakte – ob *iPods*, Medikamente oder Kernkraftwerke – aber auch nicht gegenständliche Phänomene wie das Ozonloch, der Klimawandel oder die globale Finanzkrise prägen unser Leben ebenso wie die mediale Berichterstattung und lassen sich auch in einem umgangssprachlichen Sinn als „Dinge“ verstehen. Es scheint also wesentlich einfacher, sich in ein Verhältnis zu Dingen als zu Wissenschaften zu setzen.

Die „Sprache“, die „Tücke“ oder die „Macht“ der Dinge ist aber auch Thema vieler aktueller Konferenzen und ganzer Forschungsprogramme. Denn für die transdisziplinären Kulturwissenschaften stellt die Frage nach der materiellen Kultur gegenwärtig ein höchst produktives Modell dar, das sich zwei praxeologisch interessierten Einflüssen verdankt: Zum einen hatte die Wissenschaftsforschung, allen voran die *Actor Network Theory*, seit den 1980er Jahren in ethnographischen „Laborstudien“ die Handlungsfähigkeit von fabrizierten hybriden Objekten untersucht und daraus Rückschlüsse auf den politischen Umgang mit technosozialen Phänomenen und Emergenzen gezogen. Zum anderen erhöhte die Analyse epistemischer Praxen und sinnlicher Qualitäten der Wissensproduktion in der Kulturanthropologie die Aufmerksamkeit für die Rolle, die Wissen auch im alltäglichen Umgang mit unbelebten

Dingen (Bauten, Kommunikationsmaschinen etc.) spielt. In meiner Arbeit suche ich deshalb einige historische Texte nochmals auf, die Schauplätze der Entfaltung dieser Thematik waren. Mein Interesse gilt dabei der Materialität experimentell vermittelter Dinge und den Strategien, mit deren Hilfe sie im wissenschaftlichen Prozess zur Sprache gebracht und in weiterer Folge in einem größeren sozialen, kulturellen und politischen Kontext verortet werden.

Kapitel 1 führt mich in die französische Epistemologie, wo Gaston Bachelard im aufkommenden Atomzeitalter der 1950er Jahre das Programm eines rationalen Materialismus als verstreute Philosophie entwickelte. Den Weg zum Objekt ebnete er mit einem Verständnis einer von diskursiven Konflikten und epistemologischen Brüchen geprägten zeitgenössischen wissenschaftlichen Kultur. An der Grenze des Wissens sah er Wissen als in praktizierten Objekten verkörpert, die von Instrumenten und Theorien produktiv gemacht werden. Mit einem praxeologischen Blick auf die Geschehnisse der Wissensproduktion im Labor erschloss er zugleich rezente Entwicklungen in den Wissenschaften für eine epistemologisch operierende Wissenschaftsgeschichte. Zwar bleibt Bachelard damit einem Programm der Selbstaufklärung der Wissenschaften verpflichtet, dennoch zeigt sich bei ihm bereits eine Geschichtlichkeit des Wissens, welche die hermetische Wissenschaftsreflexion in den Raum des Politischen und Sozialen öffnet. Sein Nachfolger am Lehrstuhl für Philosophie und Geschichte der Wissenschaften an der Sorbonne, Georges Canguilhem, bildet eine entscheidende Verschaltstelle zwischen Bachelard und Michel Foucault. Canguilhem ging es um eine Ideengeschichte der Wissenschaften, die er als Diskurse mit Wahrheitsanspruch interpretiert. Bei ihm vollzog sich ein Bedeutungswandel der Begriffe, der die Rolle der Theorien zunehmend in den Hintergrund drängte. Unter dem Einfluss seines Schülers Foucault vollzog er später eine Wende in seinem Denken, die zu einer Ausweitung epistemologischer Frageweisen in Richtung einer Einbettung von Mikrobrüchen in der Wissenschaft in größere Makrobrüche und Verschiebungen führte, in denen die Dynamik ganzer Wissensfelder rekonfiguriert wird. Bei Foucault, der die Fragestellung noch einmal in Richtung der Macht- und Subjektivierungseffekte von Wissensbeständen ausdehnte, kam es in der Folge zu einem vermeintlichen Verschwinden vormals (un-)mittelbar gegebener Dinge in diskursive Formationen, Dispositive und eine Mikrophysik der Macht. Der Einsatzpunkt seiner Forschung war der politische Status der Wissenschaften und ihre ideologischen Effekte. In der

„Archäologie des Wissens“ fragte Foucault deshalb nach den Formationsbedingungen von Aussagen, deren Erscheinen ein Bündel von Beziehungen zwischen Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Normsystemen, Techniken und Klassifikationstypen möglich mache. Damit etablierte Foucault einen Bedeutungsraum des Sichtbaren und Sagbaren, der dem Zeichen und der Schrift, dem Bild und der Skizze, dem Graph und dem Medium eine Materialität der Aussagefunktion zuwies, die nicht mehr an ein äußerndes Subjekt zurückgebunden war. Als Resultat von „Re-Inskriptionen und Transkriptionen“ kursierten *persistente* Aussagen in Diskursen und Dispositiven, wo sie die Spiele des Vergessens und Zerstörens entfalteten. Damit wandte sich Foucault gegen eine Auffassung von Historiographie als Aktualisierung von Vergangenem anhand von Dokumenten zugunsten einer *Errichtung* des Diskurses als Objekt und „Monument“.

Kapitel 2 ist ausgehend von Stephen Shapins und Simon Schaffers 1985 veröffentlichter Studie über „Leviathan and the Air-Pump“ dem Auftauchen der *Versammlung* in den *Science Studies* gewidmet. Im England der 1660er und 1670er Jahre hatte sich zwischen Robert Boyle und Thomas Hobbes eine lange vergessene Kontroverse um Boyles Experimente mit der Vakuumpumpe entbrannt, die als Beginn der modernen Trennung von Wissenschaft und Politik gelesen werden kann. Eine wesentliche Leistung Shapins und Schaffers lag nun nach Ansicht ihrer prominenten Rezensenten Bruno Latour und Donna Haraway darin, bei Boyles experimenteller Produktion von „matters of fact“ drei Technologien der Fabrikation von Objektivität – eine materiale, eine literarische und eine soziale – zu identifizieren. Zugleich konnten sie anhand eines wissenschaftlichen Objekts, dessen Handhabung in Zeiten von Glaubenskriegen in der Lage war, die soziale Ordnung zu destabilisieren, zeigen, wie sehr dieses untrennbar von seinen Artikulationen und Diskursen und zudem eingespannt in Sinn- und Machtverhältnisse ist. Damit rückte in der Wissenschaftsforschung die Frage nach der Verfasstheit wissenschaftlichen Wissens als Programm der Moderne ins Zentrum. Doch gingen ihre Schlüsse für Bruno Latour nicht weit genug, sah er doch in der Debatte einen Gründungsvollzug der Moderne durch die zentralen Vertreter *beider* Systeme – der Repräsentation objektiver Fakten vs. der politischen Repräsentation von BürgerInnen – am Werk. Latour untersuchte Boyles Labor ebenso wie Hobbes *Leviathan* als „Artefakte“ und schlug sich insofern auf Seiten Boyles, als er in den modernen Experimentalwissenschaften den entscheidenden Produzenten einer von technischen

Phänomenen geprägten Gesellschaft interpretierte. Doch bezweifelte er die „Objektivität“ der fabrizierten Fakten, deren Entstehen er in vielen Laborstudien als Resultat einer Serie von wissenschaftlichen Inskriptionen und materiellen Repräsentationen beobachtete. Ausgehend von der Mikroanalyse der Produktion wissenschaftlichen Wissens formulierte er in den darauf folgenden Jahren das Programm einer interventionistischen, politischen Epistemologie, das ihn von der Frage der wissenschaftlichen Referenz zur politischen Relevanz brachte. Die bei Boyle/Hobbes sichtbar gewordene Trennung von Wissenschaft und Politik führte in seiner Lesart zu einem folgenschweren Ausschluss „nicht-menschlicher Akteure“ aus der politischen Repräsentation. Hatten die feministische Technikkritik und die *Actor Network Theory* lange Zeit kommensurable Konzepte von Technoartefakten entwickelt, unterzog Donna Haraway diese mit Bezug auf Shapin/Schaffer und deren Interpretation bei Latour einer gegenseitigen Befragung. Sie untersuchte darin die Konsequenzen eines jeweils konstitutiven Ausschlusses von Frauen für das Wissenschaftsverständnis und die Frage nach Macht- und Geschlechterverhältnissen. In der bei Boyle auftauchenden Figur des „modest witness“ sieht Haraway einen unsichtbaren, männlichen Bauchredner einer Objektwelt, die die „modernen“ Diskurse über Rasse, Klasse und Gender ins Werk gesetzt habe. Da sie unter einem *gender-in-the-making* eine praktizierte Beziehung und nicht eine soziale Kategorie versteht, zeigt sie sich von den praxeologisch sich übertreffenden *science scholars* enttäuscht, die diese Dimension nicht mitreflektiert hatten. Auch zeigt sich bei ihr, dass mit Latours Konzept der *Entfaltung* und anschließenden *Versammlung* die historische Dimension von über Narrative und Tropen vermittelten Machteffekten ausgeblendet bleibt. Anstelle einer Affirmation von Entscheidungsfähigkeit stellt sie die Frage nach dem *cui bono* ins Zentrum eines anderen „strong program in Science Studies“, das über moderate Interventionen das Ziel einer sozialeren, informierteren und reflexiveren Gestaltung technosozialer Räume und Anwendungen verfolgt. Dennoch wurden sowohl bei Foucault, also auch bei Latour und Haraway epistemische Objekte in einem Interferenzraum von Wissenschaft und Gesellschaft interpretiert. Beim Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger, der wesentliche Konzepte der Wissenschaftsforschung aufnimmt, wurde diese Dimension zugunsten eines Rückgriffs auf vermeintlich „rein“ historiographische Frageweisen größtenteils ausgeblendet. Sein Konzept der Experimentalsysteme folgte – in einer stärker von Derrida geprägten Version – ebenso dem Gang der „Inskriptionen“, die auf der Fähigkeit von

Wissenschaftsobjekten beruht, eine *différance* zu bilden. Sein Konzept von Experimentalkulturen, das aus Ensembles von Experimentalsystemen besteht, die einen ähnlichen „Forschungsstil“ hervorbrächten, ist auch in den Diskussionen um Forschungssammlungen und Wissenschaftsausstellungen präsent. In einer konstruktivistisch revidierten Fortschrittsgeschichte vermag dieser dennoch kaum entscheidende Fragen und Problemlagen im Umgang mit dem Körper, der Energie, des Klimas oder der sozialen Ordnung zu adressieren.

In den vergangenen Jahren haben nun auch eine Reihe von Ausstellungen versucht, einen neuen Blick auf Forschung, Wissenschaftsgeschichte, aber auch auf den politischen Gehalt der Wahrheits- und Wissensproduktion zu werfen. *Kapitel 3* führt mich deshalb zunächst in die Ding-Konzepte der Ethnologie, wo Harmut Böhme mit seiner Studie des Fetischismus eine Theorie einer anderen Moderne vorlegte, mit der er in den Kulturwissenschaften großes Echo fand. Ihm zufolge handelte es sich beim Fetischismus um ein genuin europäisches Phänomen, das der Vermischung der materiellen Kultur zweier Kontinente entsprungen ist. Auch Latour setzte hier ein und plädierte für eine empirische Metaphysik im Umgang mit *faitiches* – einem Neologismus auf Fakt und Fetisch –, im Zuge derer sich die Grenzen von Glauben und Wissen verschieben. Damit bildet der Fetisch ein schillerndes *boundary object* an einer Nahtstelle von Wissenschaftsgeschichte, Ethnologie und Kulturwissenschaft, die in der Folge auch von MuseumswissenschaftlerInnen und AusstellungsmacherInnen mit großem Interesse hinsichtlich des Umgangs mit musealen Objekten aufgenommen wurde. Der Über-Setzung ins Museum gilt denn auch der abschließende Teil dieser Arbeit. Dabei geht es um die Frage, wie unterschiedliche Ding-Konzepte derzeit im Museum verarbeitet werden. Welche Strategien der Narration und Kuratierung, der Verkörperung von Wissenstypen und der Gestaltung von *displays* und der Vermittlung kommen in Wissenschaftsausstellungen zum Einsatz? Und wie kann der prekäre und instabile Charakter von epistemischen Dingen aufrecht erhalten werden? Im „Griff der Kunst“ nach den völkerkundlichen Sammlungen wie er dem 2005 auf Initiative des französischen Präsidenten Jacques Chirac gegründeten *Musée du Quai Branly* zugrunde liegt, zeigt sich eine Aussortierung außereuropäischer Alltagsgegenstände hinsichtlich ihrer – zur Kunst erhobenen – ästhetischen Qualitäten. Diese werden im Rahmen neuer Museumskonzepte zunehmend in ihrem Eigensinn inszeniert und auratisiert. Dies wirft die Frage auf, inwieweit epistemische Objekte zwischen Ästhetisierung und

Ontologisierung überhaupt zum Gegenstand einer sinnlichen Erkenntnis gemacht werden können, ohne diese als stumme Faktizitäten zu reontologisieren. Jenseits einer Dichotomie von auratisiertem Objekt oder Kunstwerk vs. Dokument plädiere ich mit Rückgriff auf Foucault für eine Konzeption räumlicher Assemblagen als *Monumente*, die den „Diskurs als Objekt“ in seiner Rätselhaftigkeit und in der Schwebe bleibend errichten. Hier bietet auch eine „Poetologie des Wissens“ brauchbare Hinweise für eine Ausstellungspraxis jenseits der verhandelten Konzepte von Auratisierung, Pädagogisierung und „Gedankenausstellung“, wie sie Latour formuliert. Eine interessante Spielart bieten dabei Universitätssammlungen, die ich anhand der Ausstellungen „auf/zu. Der Schrank in den Wissenschaften“ der Museumswissenschaftlerin Anke te Heesen und „HUM – die Kunst des Sammelns“ der Performance-Gruppe „a rose is“, die 2007/08 das Naturkundemuseum der Humboldt-Universität Berlin zum Gegenstand einer künstlerischen Intervention machten, analysiere. Eine „Versammlung von Versammlungen“ präsentierten hingegen Bruno Latour und Peter Weibel bei der Ausstellung „Making Things Public“ 2005 am Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe, das Latour mit dem vagen Programm einer „aesthetic of matters-of-concern“ verband.

Für die Betreuung meiner Arbeit danke ich Herrn Univ.-Prof. Dr. Claus Pias und Dr. Thomas Brandstetter. Bernd Kräftner, Judith Kröll und Michael Guggenheim möchte ich für die mehrjährige Zusammenarbeit und viele Gespräche über die Darstellbarkeit von Wissenschaft in der Öffentlichkeit herzlich danken. Bettina Habsburg-Lothringen, Anke te Heesen, Michael Fehr und den TeilnehmerInnen des Workshops „wissenschaft auf/zu. Zum Boom universitärer Sammlungen und Museen“ der Joanneum Akademie verdanke ich die Idee zu dieser Arbeit und viele hilfreiche Hinweise, ebenso Florian Petsch, Andrea Hubin, Magdalena Puchberger und Walpurga Weiß. Meinem Kompagnon Bertram Schütz und dem gesamten Team von Science Communications danke ich herzlich für ihre Unterstützung, ohne die ich diese Arbeit nicht verfassen hätte können. Für ihr Lektorat danke ich meiner Schwester Daniela und meinen Freunden Florian Petsch und Mario Horta.

Für ihre tatkräftige Unterstützung, ihre langjährige Verbundenheit und ihre fröhliche Klugheit danke ich aber allen voran Karin Harrasser, der ich diese Arbeit widmen möchte.

KAPITEL 1

Dingkonzepte in Historiographie und Epistemologie

1.1 Der Weg zum Objekt

1.1.1 Gaston Bachelards rationaler Materialismus

„Das Wasserstoffmolekül ist kein einfaches Detail des Materialismus, nicht irgendein Forschungsgegenstand wie die andern. Das Wasserstoffmolekül ist seit dem Aufsatz von Heitler und London ein Anlaß grundlegender Unterweisung, Grund für eine radikale Reform des Wissens, ein neuer Ausgangspunkt für die chemische Philosophie“¹. Was hier als ein Argument für eine Diskursgeschichte der Wissenschaften gelesen werden könnte, dient dem französischen Epistemologen Gaston Bachelard als eindringliches Beispiel für ein Verständnis der Geschichte wissenschaftlichen Wissens, das von Diskontinuitäten und epistemologischen Brüchen geprägt ist, welches er an die dafür blinde Philosophie richtet. In ihrem philosophiegeschichtlich letzten Versuch, angesichts der Explosion naturwissenschaftlichen Wissens zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen Letztbegründungszusammenhang der Philosophie zu sichern, nivelliere sie die Differenzen einer von Bachelard als „verstreute Philosophie“ – als „Mikrophilosophien, die sich in der Wissenschaft und ihrer Entwicklung eingelagert haben“² – verstandenen Naturwissenschaft und erreiche die „Zonen der wirksamen Diskontinuität“³ aktueller Forschungen nicht. Zugleich gibt die Rede vom Wasserstoffmolekül aber auch Zeugnis von einer konstitutiven Verschränkung von Wissenschaftsobjekten, wissenschaftlicher Methode, experimenteller Praxis, erkennender Subjektivität und wissenschaftlichem Diskurs, die er in seiner philosophischen Epistemologie entwickelt und für die die Wissenschaftsgeschichte das Laboratorium liefere⁴. So sei beispielsweise „die ‚elektrische Wirklichkeit‘ des 19. Jahrhunderts gänzlich verschieden von der ‚elektrischen Wirklichkeit‘ des achtzehnten Jahrhunderts“⁵. Bachelard meint damit aber nicht das in den Stromkriegen des ausgehenden 19. Jahrhunderts mündende Projekt einer Elektrifizierung der Welt als ein soziales, ökonomisches und industriepolitisches

¹ Bachelard 1993, S. 209

² Olesen 1999, S. 184

³ Bachelard 1993, S. 209

⁴ Rheinberger 2007, S. 38

⁵ Zitiert nach: Rheinberger 2006, S. 52

Unterfangen. Mit ‚Wirklichkeit‘ der in technischen Systemen und Netzwerken flottierenden Energieform beschreibt Bachelard jenen Positivismus experimenteller Systeme – heterogener techno-wissenschaftlicher Ensembles und ihrer sie hervorbringenden und steuernden Wissensbestände –, die, zum Ding-Begriff ‚Elektrizität‘ geronnen, auf verschiedenen Plattformen einer historischen Stufenleiter der Erkenntnis an den „Frontlinien der Vernunft“⁶ produktiv wurde, wie Stephen Toulmin die bei Bachelard beschriebene Grenze des jeweils aktuellen Wissens nennt. Aus heutiger Sicht ist Bachelard dabei zwar blind gegen alle Vorstellungen, die Elektrizität könnte auch so etwas wie ein soziales Leben außerhalb des wissenschaftlichen Produktionszusammenhangs haben, was für eine weitere wissenschaftliche Untersuchung, die Philosophie oder die Wissenschaftsgeschichte relevant sein könnte. Dafür spielen für ihn im evolutionär gedachten Prozess der Wissens- und Wahrheitsproduktion die aus den unterschiedlichen Regionen der neu entstehenden Natur- und Technikwissenschaften emergierenden Objekte und Instrumente eine besondere Rolle.

Die „unbemerkten materiellen Instanzen der Wissenschaft“ – „praktizierte Gegenstände [...] mehr Ding als Objekt“⁷ – sind bei Bachelard nicht unmittelbar *gegeben*, sie werden in einem Prozess der Verwirklichung von Instrument und Theorem im Rahmen eines wissenschaftlichen Gemeinwesens ko-produziert. Dem geht ein Bruch mit der Alltagserfahrung voraus, die als „epistemologisches Hindernis“⁸ überwunden werden muss. Instrumentell vermittelte Phänomene wie das Atom, das als Welle und Teilchen zugleich beschrieben wird und eine „totale Erschütterung der realistischen Prinzipien“⁹ in der Physik (wie auch im Alltagswissen) verursachte, verschieben die Aufmerksamkeit des Philosophen vom transzendentalen Subjekt hin zur produktiven Widerspenstigkeit von experimentell verfertigten Wissenschaftsdingen: „wie diese doppeldeutigen Phänomene niemals *unsere Dinge* bezeichnen, ist es schließlich ein Problem von großer philosophischer Tragweite, ob sie überhaupt *Dinge* bezeichnen“¹⁰. Materialität ist bei Bachelard also in mehrfacher Weise als ein verkörpertes Wissen am Werk: als Instrument, als prekäre wissenschaftliche Emergenz, aber auch als Technik,

⁶ Toulmin 1978, S. 283

⁷ Olesen 1999, S. 184

⁸ Bachelard 1993, S. 146

⁹ ebd., S. 18

¹⁰ a.a.O.

deren Anwendungszusammenhang der modernen Wissenschaft immer schon eingeschrieben ist. Für den Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger, dessen „Experimentalsysteme und epistemische Dinge“¹¹ wesentliche Gedanken Bachelards (und in weiterer Folge auch Canguilhem) aufnehmen und weiter entwickeln, ist die französische Tradition der Epistemologie mit einer Materialkultur der Wissenschaft aufs Engste verbunden. Er fasst sie als

„[...] die Reflexion auf die historischen Bedingungen, *unter* denen, und die Mittel, *mit* denen Dinge zu Objekten des Wissens gemacht werden, an denen der Prozess der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung in Gang gesetzt sowie in Gang gehalten wird“¹².

Diesen Gang beschreibt Bachelard als einen „Weg zum Objekt“, der „von Anfang an nicht objektiv“¹³ sei und über den Bruch zwischen der sinnlichen und der wissenschaftlichen Erkenntnis führe. Der Umgang mit dem Objekt ist dabei von gegenseitigen Instruktionen, von Widerständigkeit seitens der Dinge und „Zügel und Tadel“ seitens der Forschenden geprägt. Am Abgrund des Scheiterns entlang formiert sich die für jede Innovation relevante „Konstitution einer Problematik“¹⁴ in einer für die Philosophie neuen Verschaltung von Subjekt und Objekt über die technischen Ensembles experimenteller Labor-Settings. Das Objekt der Forschung eilt, einmal konstituiert, als Noch-nicht-Gelöstes, aber auch Nicht-Unbekanntes dem „szientifischen Ich“ voraus, das nun selbst als „Versuchsprogramm“ seine tastende und befragende Tätigkeit am Objekt zweiter Ordnung aufnimmt. Instrumente und Methoden, verstanden als „nützliche Strategeme an der Grenze des Wissens“¹⁵, bilden die materialen Ressourcen eines Prozesses der technischen Realisierung, die Bachelard auch als „zunehmend genauere Objektivation“ beschreibt, auf deren – wissenschaftshistorisch verstandener – Spitze die Probleme als „Objekt-Rationalisierungen“ voran getrieben werden. Damit einher geht auch die für die materielle Kultur der Wissenschaften interessante Verschiebung des Verhältnisses von Subjekt, Objekt und Begriff, mit der Bachelard dem Dualismus von rationalistischer und empiristischer Philosophie zu

¹¹ vgl. Rheinberger 2001

¹² Rheinberger 2007, S. 11

¹³ Bachelard 1993, S. 137

¹⁴ ebd., S. 140

¹⁵ ebd., S. 146

entgehen suchte:

„Anstelle eines ausschließenden Dualismus von Subjekt und Objekt, anstelle der Trennung zwischen den cartesianischen metaphysischen Substanzen, sehen wir die Dialektik einer Paarung zwischen objektiven und rationalen Erkenntnissen tätig werden“¹⁶.

Bachelard spricht in diesem Zusammenhang von einer „Wende der Objektivität“, bei der das wissenschaftliche Objekt eine „instruktive“ Funktion hat und die Methode als Agent der Genauigkeit dient. Subjekt und Objekt engagieren sich in einer gegenseitigen, dialektischen Instruktion, um begonnene Konstruktionen zu berichtigen und abzusichern. Hier sind, wie an einigen Stellen in Bachelards Texten, Anschlussmöglichkeiten an sozialkonstruktivistische Zugänge der Wissenschaftssoziologie, wie auch an Ludwig Fleck, Karl Popper und andere Vertreter der Wissenschaftstheorie und -philosophie gelegt. In unserem Zusammenhang interessanter ist aber die beredete Stellung, die das Objekt in einem verteilten Wissensproduktionsprozess einnimmt. Mit den Worten Rheinbergers: „Hat sich der wissenschaftliche Geist einmal auf diesen Weg einer Verkörperung des Wissens festgelegt, muss er seine Instrumente und Experimente ebenso wie seine Begriffe und Theorien in permanenter Bewegung und Veränderung halten“.¹⁷ Dabei spielt auch die Sprache (und der Diskurs) eine Rolle, denen Bachelard durch die Unterscheidung von bezeichneten und instruktiven Gegenständen als zweier „radikal unterschiedenen Objektivationsinstanzen“¹⁸ zu entgehen sucht. Zwar sieht Bachelard in der engagierten Stellung der Objekte als „verdinglichte Theoreme“¹⁹, die im Experiment mit einer immer schon von der Wissenschaft vorgefertigten Realität zugleich das wissenschaftliche Denken und in Folge den Stand der technischen Realität verändern, eine „doppelte Erfahrung des Rationalismus [die] geeignet ist, eine Existenz diskursiv zu sichern, zugleich im Subjekt und im Objekt“. Aber Diskursivität bezeichnet hier lediglich die wechselseitige Vergewisserung der Dialogizität von Subjekt und Objekt im Forschungsprozess:

¹⁶ ebd., S. 142

¹⁷ Rheinberger 2007, S. 41

¹⁸ Bachelard 1993, S. 143

¹⁹ Rheinberger 2006, S. 40

„Das mit *dies da*, und sei es mit dem ausgestreckten Zeigefinger, bezeichnete Objekt ist fast immer in einer Sprache, in einer Welt der Benennungen, bezeichnet. Bei einem Gegenstand, der mir mit seinem *gebräuchlichen* Namen bezeichnet wird, weiß ich niemals, ob der Name oder die Sache in mir denken werden, oder gar jene Mischung aus Name und Sache, formlos, monströs, darin weder die Erfahrung noch die Sprache in ihrer besten Tätigkeit, in ihrer Arbeit wirkungsvoller Interpsychologie zum Ausdruck kommen.“²⁰

Dafür, wie die Dinge selbst zur Sprache kommen, wie in – um mit Foucault zu sprechen – diskursiven Formationen mit Macht versehene Aussagen entstehen und in den Forschungsprozess selbst hinein wirken, ist Bachelards später als „Phänomenotechnik“ verstandenes Denken verschlossen. Im Gegenteil, warnt er vor der Transponierung wissenschaftlicher Konzepte, die durch eine prinzipiell nur von Mitgliedern des wissenschaftlichen Gemeinwesens decodierbare Neo-Sprache geprägt sei, in eine Sphäre der Anwendung als einer Falle der Sprache. Wissenschaftliches Wissen sei exklusiv, Wissenstransfer ist bei Bachelard eine pädagogisch inspirierte Repräsentation, eine metaphorisch geladene Formierung von „Begriffen der Begriffe“, die nur vermitteln und nichts mehr bezeichnen. Die Kommunikation mit dem Objekt ist dem experimentierenden Forscher vorbehalten, die Wahrheit entspringt den intimen Dialogen der an den Laborpraxen beteiligten menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren in *crucial experiments* und „epistemologischen Akten“. Letztere stehen in Zusammenhang mit einer zweiten, gerne ausgeblendeten Dimension der Bachelardschen Epistemologie, die sich mit dem/der WissenschaftlerIn als Person beschäftigt und als Praxeologie der wissenschaftlichen Arbeit verstanden werden kann. Unter dem Einfluss von Phänomenologie und Existenzialismus entwickelte Bachelard in einer „wesentlichen Ambivalenz“²¹ das Konzept einer Psychoanalyse des wissenschaftlichen Geistes, die auch den strengen Rahmen für seine Frage nach Diskursivität bildet.

Eine wesentliche Errungenschaft Bachelards liegt letztlich darin, einen praxeologischen Blick auf die Geschehnisse der Wissensproduktion im Labor und zugleich im Feld der Wissenschaftsgeschichte die „aktuelle Vergangenheit“²² rezenter Forschung für die

²⁰ ebd., S. 144

²¹ ebd. S. 38

²² Bachelard 1993, S. 220 und 223

Epistemologie erschlossen zu haben. Oft wurde gesagt, Bachelard habe lange Zeit einen zwar großen, aber sehr unterirdischen Einfluss auf die Philosophie des 20. Jahrhunderts ausgeübt. Dieser hat zuletzt in den Arbeiten Hans-Jörg Rheinbergers wieder größere Sichtbarkeit und Aktualisierung erhalten. „Wissenschaftsobjekte sind immer Transformationen früherer Wissenschaftsobjekte und damit im Innersten historische Gegenstände“²³, schreibt Rheinberger. Mit Bachelards – wenn auch noch stark teleologisch verfassten – Hinweisen, auf Brüche und Diskontinuitäten in der Wissensproduktion, seinem Verständnis von Konflikt und Methode als Grundcharakter der zeitgenössischen wissenschaftlichen Kultur²⁴ und seinem rationalen Materialismus, in dem das Unmittelbare vor dem Konstruierten zurück tritt, und den Blick auf eine experimentelle Praxis frei gibt, hat er nach dem *practical turn* in der Wissenschaftsforschung einen sehr offensichtlichen Einfluss auf die aktuelle Wissenschaftsgeschichte und damit auch auf Fragen des Ausstellens zeitgenössischer Forschung genommen. In Bezug auf unsere Fragestellung nach den impliziten Dingkonzepten in der Wissenschaftsgeschichte muss Bachelards praxeologisches und in Ansätzen konstruktivistisches Wissenschaftsverständnis, dennoch als ein auf die Selbstaufklärung der Wissenschaften über sich selbst ausgerichtetes Projekt verstanden werden. In Abgrenzung von Wissenschaftsphilosophie und Erkenntnistheorie geht es Bachelard jedoch stärker um die mikrophilosophischen Konstruktionsbedingungen wissenschaftlicher Wahrheit denn um die verschlungenen Verbindungen und Spuren einer – wie man heute sagen würde – Ko-Evolution von Wissenschaft und Gesellschaft.

Aber zugleich schimmert bei Bachelard bereits eine – seit Foucault ebenfalls einflussreiche – Geschichtlichkeit des Wissens durch, die die hermetische Wissenschaftsreflexion entgrenzt und in den Raum des Politischen und Sozialen öffnet. Nach Rheinberger weist „Bachelards Prozessepistemologie eine nicht immer offensichtliche, aber doch irreduzible soziale und kulturelle Dimension“²⁵ auf. Hinweise darauf finden sich in seiner Auseinandersetzung mit den marxistisch inspirierten „Externalisten“, deren reduktionistische Hinwendung zu den materiellen Produktionsbedingungen des Wissens er allerdings zu überwinden suchte. Auch die prominente Stellung der Anwendungsbedingungen als das dem Epistemischen immer

²³ Rheinberger 2006, S. 52

²⁴ Bachelard 1993, S. 24

²⁵ Rheinberger 2006, S. 49

schon eingeschriebene Technische nehmen Überlegungen zur Produktion sozial robusten Wissens²⁶ und einer Technikgestaltung als sozialem Prozess vorweg, da Bachelard den Anwendungszusammenhang als „dem Wesen der Theorie selbst einverleibt“²⁷ fasst – freilich ohne dieses Ineinandergreifen näher zu untersuchen. Bachelard sieht in einer „Ästhetik szientifischer Gedanken“²⁸ Denkstile²⁹ am Werk, die den Objektbezug wissenschaftlichen Wissens überschreiten und eine „Poetologie des Wissens“ denkbar machen, „die das Auftauchen neuer Wissensobjekte und Erkenntnisbereiche zugleich als Form ihrer Inszenierung begreift“³⁰. Er analysiert Wissensformen und Technologien als „kulturelle Synthese“³¹, ohne aber Experimentalkulturen als historisch und sozial verflochten mit anderen Wissensformen und kulturellen Praxen zu begreifen. Denn er konzipiert einen technischen Rationalismus, der in den strikten Grenzen eines „gelehrten Gemeinwesens“, einer topologisch und autopoietisch verfassten „Gelehrtenrepublik“ gleich einem „Zentralbüro einer Fabrik“³² produziert und ausverhandelt wird. Diese Frage des Umgangs mit ebenjener Grenze durchzieht die neuere Forschung ebenso wie die Frage, wer in heutigen Wissenschaftsausstellungen in wessen Namen über welche Wissensformen spricht. Doch um nach der Rolle der Materialität in der vom wissenschaftlichen Objekt abgelösten „Archäologie des Wissens“ Michel Foucaults fragen zu können, bedarf es noch der entscheidenden Verschaltstelle im Denken Bachelards und Foucaults: Georges Canguilhem.

1.1.2 Begriffs-Geschichten: Georges Canguilhems Objekte einer Wissenschaftshistorie

In den 1950er Jahren setzt sich die bei Gaston Bachelard (und anderen Autoren) begonnene Verschiebung von der Wissenschaftsphilosophie in Richtung einer Wissenschaftsgeschichte durch. Bachelards Nachfolger am Lehrstuhl für Philosophie

²⁶ vgl. z.B. Nowotny, H. / Scott, P. / Gibbons, M.: Re-Thinking Science. Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty. Cambridge: Polity 2002

²⁷ Bachelard 1993, S. 151

²⁸ Bachelard 1993, S. 219

²⁹ vgl. v.a. Fleck, L.: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, hg. v. Schäfer, L./Schnelle, T., Frankfurt/M. 1980, S. 47

³⁰ Vogl 1999, S. 13

³¹ Bachelard 1993, S.217

³² Bachelard 1993, S.123

und Geschichte der Wissenschaften an der Sorbonne, Georges Canguilhem, konnte es deshalb bereits um die epistemologische Fundierung einer Historiographie der Wissenschaften „im Sinne einer Geschichte wissenschaftlicher Begriffe“³³ gehen, die ich vorwiegend anhand des 1966 in den *Annales de l'Université de Paris* erschienenen Texts „Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte“³⁴ auf die darin implizite Rolle der Objekt-Formationen und ihrer Materialitäten befragen werde. Darin entwickelt Canguilhem sein Konzept der Konstitution eines Gegenstands der Wissenschaftsgeschichte ausgehend von der Frage: „Wovon ist die Geschichte der Wissenschaften eigentlich die Geschichte?“³⁵.

Die Frage, *wer in wessen Namen wovon* spricht, steht demnach auch am Beginn von Canguilhems Versuch, das Einsatzgebiet einer Wissenschaftsgeschichte vor allem gegenüber einem „unverblühten historischen Positivismus einer ‚reinen Geschichte‘“³⁶, die ein Forschungsgebiet nur so beschreiben könne, wie es von den zu ihrer Zeit und auf ihrem Gebiet hegemonial agierenden WissenschaftlerInnen vorgeschlagen wurde, abzugrenzen. Im Kontext einer Frage nach den historiographischen Strategien rezenter Ausstellungen zu techno-wissenschaftlichen Entwicklungen ließe sich daran anknüpfend fragen: Wovon ist eine Wissenschaftsausstellung, die von der neuesten Forschung berichten will, eigentlich eine Erzählung? Welchem Programm der Geschichtsschreibung dient sie? Für Canguilhem ist es die „Geschichtlichkeit des wissenschaftlichen Diskurses“ selbst, die den Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte ausmacht. In seinem Verständnis von Epistemologie als „kritisches Bewusstsein der aktuellen Methoden eines seinem Gegenstand angemessenen Wissens [...], das an die Hindernisse erinnert, die seine Durchsetzung verzögert haben“³⁷, folgt der Medizinhistoriker Canguilhem seinem auf das Gebiet der experimentellen Physik spezialisierten Vorgänger Bachelard:

„Es ist wohl kaum erforderlich, darauf hinzuweisen, daß wir uns, wenn wir die Entwicklung von Studien zu einer Historiographie der Wissenschaften verknüpfen, von den Lehren Gaston Bachelards leiten lassen. [...] Diese Konzepte, daran sei hier

³³ Rheinberger 2007, S. 100

³⁴ zitiert nach: Lepenies, W. (Hg.): Georges Canguilhem. Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze. Frankfurt/M. (Suhrkamp Taschenbuch Verlag) 1979, S. 7-21

³⁵ Canguilhem 1966, S. 22

³⁶ Rheinberger 2006, S. 59

³⁷ Canguilhem 1966, S. 23

erinnert, sind die des neuen wissenschaftlichen Geistes, des Erkenntnishindernisses, des epistemologischen Bruches, der Geschichte der überholten oder sanktionierten Wissenschaft.“³⁸

In seiner Konzeption eines Gegenstands der Wissenschaftsgeschichte setzt Canguilhem also auf Bachelards Untersuchungen über die Konstruktion vermittelter Wissenschaftsobjekte in der experimentellen Naturwissenschaft auf und stellt diesem eine „3. Objekt-Formation“³⁹ voran:

„Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte hat mit dem Gegenstand der Wissenschaft nichts gemeinsam. Der wissenschaftliche Gegenstand, der vom methodischen Diskurs konstituiert wird, ist sekundär – wenn auch kein Derivat – gegenüber dem natürlichen, dem anfänglichen Gegenstand, den man darum auch als Vorwand, Prä-Text, bezeichnen könnte. Die Wissenschaftsgeschichte hat es mit diesen sekundären, nicht natürlichen, kulturellen Gegenständen zu tun, leitet sich aber von ihnen ebenso wenig her wie diese von den natürlichen Gegenständen“⁴⁰

Folglich konstituiere die/der HistorikerIn seinen Gegenstand selbst, was der als Forschungsprogramm re-konfigurierten, ursprünglich im 18. Jahrhundert als literarischer Gattung entstandenen, Wissenschaftsgeschichte einen geradezu idealen, offenen Horizont gibt, dem sich ihre immer noch anhaltende Attraktivität verdankt. Das versetzt die Wissenschaftsgeschichte in eine eigene, von einem Aktualismus der Entwicklungen in den Naturwissenschaften unabhängige, Temporalität und mache Hans-Jörg Rheinberger zufolge „Produkte der Wissenschaft [zu] kulturhistorischen Objekten *par excellence*“⁴¹. Von welcher Objekthaftigkeit ist hier aber die Rede? Drei über Bachelard wesentlich hinausweisende Konzepte rücken in Canguilhems „epistemologischer Historie“⁴² ins Zentrum seiner Untersuchungen und wenden die Aufmerksamkeit von den materiellen Dingen weg: Es sind dies (1) der ‚Diskurs‘, (2) der ‚Begriff‘ und (3) die ‚kulturelle Umwelt‘, also jene diskursiven Kontexte, in denen ihre Geschichtlichkeit Bedeutung erlangt.

³⁸ Canguilhem 1976, S. 47

³⁹ Rheinberger 2006, S. 62

⁴⁰ Canguilhem 1966, S. 26f.

⁴¹ Rheinberger 2006, S. 61

⁴² ebd., S. 55

(1) ‚Diskurs‘: Canguilhem entwickelt aus dem wissenschaftlichen Gemeinwesen die historische Aufgabe einer „Interpretation eines Diskurses mit Wahrheitsanspruch“⁴³ und damit die Historiographie als einem Diskurs über Diskurse: „Eine Wissenschaft ist ein Diskurs, der durch seine kritische Berichtigung normiert wird“⁴⁴. Für diese Normierung, die ihn in den kommenden Jahren bei seinen Untersuchungen leiten wird, ist – weiterhin – die Wissenschaft alleine zuständig. Obwohl er Descartes dafür kritisiert, „Wissen ohne Geschichte“⁴⁵ gefasst zu haben, verbleibt er in seiner Lesart der Geschichtlichkeit von Diskursen innerhalb der konfliktuellen Zirkulation von Ideen innerhalb einer *scientific community*. In einem Interview mit Alain Badiou im Jahr 1964 sagt er: „Eine Erkenntnis, die nicht wissenschaftlich ist, ist keine Erkenntnis“⁴⁶. Damit bewegt er sich fortan im Rahmen einer Ideengeschichte der Wissenschaft und grenzt sein Vorhaben damit deutlich von einer sich bei Foucault abzeichnenden Geschichte des Wissens ab, die den Raum der Epistemologie sprengt. Die Wissenschaftsgeschichte ist demnach projiziert als „die ausdrückliche und als Theorie dargelegte Bewußtmachung der Tatsache, dass die Wissenschaften kritische und fortschreitende Diskurse zur Bestimmung dessen sind, was in der Erfahrung für wirklich gelten muss“.⁴⁷

(2) ‚Begriff‘: Canguilhem unterscheidet verschiedene Gegenstandsebenen der Wissenschaftsgeschichte und lässt gegenüber Bachelard eine Reihe neuer Gegenstände als epistemisch relevante Dinge zu. Darunter befinden sich: „Dokumente, die zu katalogisieren, Instrumente und Techniken, die zu beschreiben, Methoden und Fragen, die zu interpretieren, schließlich Begriffe, die zu analysieren und kritisieren sind. Diese letzte Aufgabe allein verleiht den übrigen den Rang von Wissenschaftsgeschichte“.⁴⁸ Rheinberger weist darauf hin, dass sich mit den ‚Begriffen‘ bei Canguilhem ein Bedeutungswandel vollziehe, der die Rolle der Theorien in den Hintergrund dränge. Dinge und Begriffe sind auf besondere Art miteinander verbunden, die – so könnte man in Bezug auf die hier entwickelte Argumentation anführen – die entscheidenden Akteure der Diskursivierung des Materiellen darstellen:

⁴³ Canguilhem 1966, S. 28

⁴⁴ Canguilhem 1976, S. 48

⁴⁵ a.a.O.

⁴⁶ Canguilhem 1964, S. 53

⁴⁷ Canguilhem 1966, S. 30

⁴⁸ ebd., S. 32

„Die Objekte des Wissens reflektieren sich in Begriffen, anhand von deren Bedeutungswandel der Historiker Trajektorien rekonstruieren kann. [...] Solchen Begriffsgeschichten hat Canguilhem seine eigene wissenschaftshistorische Arbeit gewidmet – von den Begriffen des Normalen und des Pathologischen in seiner medizinischen Dissertation über den Reflexbegriff des 17. und 18. Jahrhunderts in seiner philosophischen Dissertation bis zu den Begriffen der Zelle, des inneren Milieus oder der biologischen Regulation.“⁴⁹

Bachelard hatte bereits darauf hingewiesen, dass Wissenschaftsbegriffe über ein selbst-metonymisierendes Potenzial verfügen und eine strikte Grenze zwischen solchen gezogen, die allein vom wissenschaftlichen Gemeinwesen als dem Wissen angemessen erkannt werden können, und jenen, die metaphorisch überhöht der Transponierung in die Sphäre der Anwendung – von Öffentlichkeit war noch nicht die Rede – dienen. Transgressive, durch verschiedene Wissenschaftszweige migrierende, emblematische Konzepte beschreibt auch die Theorie der „boundary objects“⁵⁰ von Star/Griesemer, die Anke te Heesen als eine von dreien, die aktuelle Ausstellungspraxis beeinflussenden, Objektkonzepte⁵¹ bezeichnet. Bedenkt man, dass Canguilhem einzig den natürlichen Gegenstand und nicht die beschriebenen Objekte 2. Ordnung (Bachelard) und 3. Ordnung (Canguilhem) als „außerhalb jedes über ihn gehaltenen Diskurses“⁵² betrachtet, so zeigt sich nicht nur eine privilegierte Position des ‚Begriffs‘ als Diskurs strukturierenden Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte. Verlässt man nämlich den Boden einer epistemologischen Wissenschaftshistorie oder fasst diese einfach als eine wissenschaftliche Zugriffsweise auf Wissenschaftsfragen unter vielen, ließe sich dann nicht eine ganze Kaskade von Objekten neuer Ordnung finden, deren Status nicht mehr zwischen epistemisch und historisch unterscheidbar wäre, die aber in jedem Fall Teil eines Diskurses blieben? Das materiale Ding wäre nicht mehr von der Aussage und der Bedingung der Möglichkeit seines „Auftretens“ zu trennen.

(3) ‚Kulturelle Umwelt: Mit dem Verständnis von ‚Diskursen von Diskursen‘ und den durch Begriffsgeschichten beschriebenen Trajektorien geht auch eine Ausweitung des Blickfelds auf Fragen der „Nicht-Wissenschaft, der Ideologie und der politischen und

⁴⁹ Rheinberger 2007, S. 103

⁵⁰ vgl. Star/Griesemer 1989

⁵¹ siehe te Heesen 2007

⁵² Canguilhem 1966, S. 28

gesellschaftlichen Praxis“⁵³ einher. Canguilhem schreibt: „Der Wissenschaftshistoriker muß die Ideen als Tatsachen nehmen. Der Epistemologe muß die Tatsachen als Ideen nehmen, indem er sie in ein Denksystem einfügt“⁵⁴. Rheinberger weist auf, dass der spätere Canguilhem zunehmend davon ausgeht, dass die „von der wissenschaftlichen Selbstkorrektur [...] erzeugten Mikrobrüche immer zugleich in Makrobrüche und Verschiebungen eingebettet sind, in denen die Dynamik ganzer Wissensfelder umgelenkt und rekonfiguriert wird“⁵⁵. So versucht sich Canguilhem wohl in der Reflexion von „Makrobrüchen“ einer Wissensgeschichte, wie sich in seiner Arbeit über die biologische Regulation im 18. Jahrhundert zeigt:

„Canguilhem holt entsprechend weit aus und bahnt sich – im Durchgang durch Leibniz’ Idee einer prästabilierten Harmonie, Linnés Ökonomie der Natur, Buffons spontane Organisation lebender Materie, Watts Regulator der Dampfmaschine und Malthus’ Regulationsprinzip der menschlichen Bevölkerung – einen Weg durch das 19. Jahrhundert mit seiner (in Frankreich virulenten) Opposition zwischen Auguste Comtes Außenregulation und Claude Bernards Innenregulation, wo wieder der Begriff des *inneren Milieus* eine entscheidende Rolle spielt.“⁵⁶

Diese großen diskursiven Verschiebungen müssten „umso mehr als tief greifende kulturelle Veränderungen gedeutet werden“⁵⁷, folgert Rheinberger. Canguilhem bleibt dabei aber letztlich dem Konzept einer Ideengeschichte verpflichtet. Wie jede Materialgeschichte der Wissenschaften, der es um die quasi-essentialistische Selbstaufklärung des autopietischen Systems Forschung geht, muss diese aber am Versuch scheitern, Personen, Dinge und Zeichen so zu verknüpfen, dass sie zu einem Verständnis neuer techno-sozialer Praktiken und politischer Kämpfe um Wissensformen und –bestände beitragen. Anders formuliert: Bei Canguilhem erfolgt in Bezug auf Bachelards konstruierte, epistemische Dinge ein Verlust des Bezugs zum Objekt einer experimentellen Natur- und Technikwissenschaft, welchen er durch eine andere epistemische Objekt-Formation⁵⁸ substituiert, die es ihm zwar erlaubt, soziale, kulturelle und historische Kontexte besser in den Blick zu bekommen, ihn aber weiterhin an die

⁵³ ebd., S. 31

⁵⁴ ebd., S. 10

⁵⁵ Rheinberger 2006, S. 71

⁵⁶ ebd. S. 69

⁵⁷ Rheinberger 2006, S. 71

⁵⁸ Rheinberger 2006, S. 62

Agenda einer Wissenschaft als Wissenschaft bindet. Das Unterfangen scheint legitim in dem Sinne wie es auch für ein Museum legitim ist, seine Forschungen rund um die Objekte der eigenen Sammlung und die damit verbundenen theoretischen und praktischen Fragen anzusiedeln. Zugleich drückt sich darin aber auch eine theoretische Ambivalenz zwischen einer relativ unabgesicherten Ausweitung der Fragestellung nach dem Einsatz von im Gesellschaftsganzen prozessierenden Wissensfeldern und jener Absicherung einer Selbstbeschreibung der Wissenschaftsgeschichte als akademisches Fach aus, die reichhaltige historische Streifzüge durch die sich rasant entwickelnden Naturwissenschaften versprach.

Die Ambivalenz, die Canguilhem in meiner Arbeit zu einem Relais zweier theoretischer Denkungsarten macht, die ich in den folgenden Kapiteln – trotz gelegentlicher Interferenzen – mit Michel Foucault und Hans-Jörg Rheinberger noch deutlicher akzentuieren und weitere Positionen der Wissenschaftsforschung in Bezug dazu setzen möchte, hat mit einem Reimport von Positionen Foucaults in Zusammenhang mit den drei zuvor geschilderten Konzepten zu tun. Dieser, vom Schüler Canguilhems zu so etwas wie seinem Lehrer gewandelt, erklärt in seinen „Schriften“ die programmatische Selbstbescheidung mit persönlichen Tugenden Canguilhems. Dennoch habe er enormen – und in der Zwischenzeit vielfach untersuchten – Einfluss auf die Philosophie Althusser, Derridas und vieler anderer genommen:

„Dieser Mann, dessen Werk aufrichtig und in bewusster Selbstbeschränkung und Sorgfalt einem begrenzten Bereich in der Geschichte der Wissenschaften gewidmet ist, der keineswegs eine spektakuläre Disziplin repräsentiert, dieser Mann war merkwürdig präsent in all den Debatten, in denen er es dennoch sorgfältig vermied, selbst aufzutreten“.⁵⁹

Rund um die Lektüre von Foucaults Dissertation „Wahnsinn und Gesellschaft“⁶⁰, für die Canguilhem das Gutachten⁶¹ verfasst hatte, habe es eine Wende in seinem Denken gegeben, berichtet Etienne Balibar⁶², nach der die Konzepte der „kulturellen Umwelt“ oder der von Althusser inspirierten „Ideologie“ zunehmend wichtiger wurden. Althusser

⁵⁹ zitiert nach: Rheinberger 2006, S. 57

⁶⁰ Foucault 1973

⁶¹ Canguilhem 1960

⁶² Ich folge hier der Schilderung von Rheinberger in: Rheinberger 2006, S. 56

fasste unter ‚Ideologie‘ weniger ein dem Überbau angehöriges System fester Ideen und Vorstellungen, als vielmehr materiell praktizierte Wissensformen, die zugleich den in größeren Praktiken Handelnden bestimmte Subjektpositionen zuweisen: „Eine Ideologie existiert immer in einem Apparat und dessen Praxis oder Praktiken. Die Existenz ist materiell“.⁶³ Canguilhem entwickelt in weiterer Folge das Konzept einer „wissenschaftlichen Ideologie“ für seine Beschäftigung mit der Ausweitung wissenschaftlicher Fragestellungen auf benachbarte Fächer und kommt zum Schluss, dass es keine „Wissenschaftsgeschichte geben kann, die *nur* eine Geschichte der Wissenschaften ist“.⁶⁴ Denn am Werk sei eine „Dialektik von Wissenschaftlichkeit und Ideologisierung oder besser noch, von *Ideologisierung und Entideologisierung* des Begriffs, der für die Erkenntnis konstitutiv ist“⁶⁵. Für unseren Zusammenhang ist sie signifikant als ein Momentum der Ausweitung epistemologischer Frageweisen angesichts der Neubewertung des Objektbezugs innerhalb der empirischen Wissenschaften sowie später auch in der Wissenschaftsgeschichte. In seinem Gutachten schreibt Canguilhem:

„Die ganze Geschichte der Anfänge der modernen Psychiatrie erweist sich als verfälscht durch eine rückwirkende Illusion, der zufolge der Wahnsinn im menschlichen Wesen schon *gegeben* war, aber unbemerkt blieb. Wahr ist, Herrn Foucault zufolge, dass der Wahnsinn zunächst als eine Form der Unvernunft, die von der Vernunft auf Abstand gehalten wurde, *konstituiert* werden musste – eine notwendige Bedingung dafür, dass er sich schließlich dem Blick als Untersuchungsgegenstand darbot. Dieser Blick der Vernunft, kalt, unbeteiligt, und, wie sie glaubt, objektiv, wird also tatsächlich insgeheim durch eine Reaktion des Aufspreizens ausgerichtet. Diese Reaktion, die in den Augen der entstehenden Psychiatrie, einer positivistischen Disziplin und philanthropischen Haltung, unvernünftig erschien, ist der tiefe Grund für das wissenschaftliche Interesse am Wahnsinn“.⁶⁶

Man sieht, dass Canguilhem mit den Mitteln der bei Bachelard diskutierten natürlichen ‚Gegebenheit‘ die von Foucault verfasste Geschichte des Wahns als naturalisierten „Diskurs mit Wahrheitsanspruch“ und als ‚Konstitution einer Problematik‘ liest, die zwar in einem wissensrelevanten, aber außerwissenschaftlichen Feld stattfindet. Damit

⁶³ Althusser, L.: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Anmerkungen für eine Untersuchung. 1970, in: <http://www.bbooks.de/textprojekte/althusser/#f1> (Zugriff am: 31.10.2008)

⁶⁴ Zitiert nach: Rheinberger 2006, S. 69f.

⁶⁵ a.a.O.

⁶⁶ Canguilhem 1960, S 44

ist eine Verschiebung der Fragestellung in Richtung einer Geschichte des Wissens angezeigt, die eine innerwissenschaftlich verfasste Diskursgeschichte der Psychiatrie als Fortschrittsgeschichte bei weitem übersteigt.

Zusammenfassend könnte man sagen, dass Canguilhem das exklusive Universum der an der Wahrheitsproduktion beteiligten Ressourcen ausgeweitet und mit dem ‚Diskurs‘, dem ‚Begriff‘ und der ‚kulturellen Umwelt‘ einen Köder ausgelegt hat, der in Foucaults Wissenschaft von der Aussage das Materielle der Forschung scheinbar vollends zum Verschwinden bringen wird. Zugleich öffnet Canguilhem jenen Raum jenseits einer naturalistischen Wissenschaftsgeschichte, den die Diskursanalyse Foucaults hinsichtlich des Zusammenhangs von Wissen und Macht, die Wissenschaftssoziologie hinsichtlich der Formierung eines Gemeinwesens angesichts handlungsmächtiger Techno-Objekte sowie die Kulturwissenschaften hinsichtlich eines neuen Verständnisses unseres vermeintlich vormodernen Verhältnisses zu den Dingen auf je eigene Art zu vermessen suchen. Mit ihm könnte man denn auch meinen, dass ein Ausstellen, das sich als Beitrag zu einer Historiographie der Wissenschaften versteht, „eine – und nicht eine der leichtesten – Aufgaben der philosophischen Epistemologie“⁶⁷ ist.

Wohin aber entschwindet das Materiale angesichts der „Diskursivierung“ der Gegenstände der Wissenschaft? Wenn der Diskurs, wie es den Anschein hat, den gemeinsamen epistemischen Prozess von Ding, Mensch und Zeichen mitgestaltet, in welcher materiellen Form zirkulieren die Dinge – als Begriffe, als Aussagen, als Inskriptionen⁶⁸ – dann in ihm? Ist die materiale Trägerschaft der Diskurse – die Stimme, die Schrift, das Medium – selbst epistemisch relevant und welche Bahnen beschreiten die Dinge in ihnen? Und was an ihnen widersetzt sich letztlich einer Diskursivierung und lässt sich nur über die Begegnung mit dem materiellen Ding selbst erschließen?

⁶⁷ Canguilhem 1966, S. 36

⁶⁸ vgl. hierzu Latour, B./Woolgar 1979

1.2 Die Materialität des Diskurses in der Archäologie des Wissens

In den vergangenen Kapiteln habe ich einige Überlegungen Gaston Bachelards und Georges Canguilhems an zentralen Texten relativ detailliert geschildert, da ihr Denken für eine Theorie der Experimentalkulturen, wie sie Hans-Jörg Rheinberger vorgelegt hat, von noch zu diskutierender Bedeutung ist. Zum anderen ging es mir darum, zu zeigen, worauf in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts Michel Foucault aufsetzt und wohin er das Denken seiner „Lehrer“ wendet: hin zu einer Untersuchung der historischen Formationen des Wissens nämlich, die in den aktuellen Diskussionen um epistemische und mediale Historiographien wieder zunehmend Bedeutung erhält (und auch verdient), mehr als dies in den vergangenen, von den Science Studies und der *Actor Network Theory* stark bestimmten Jahren der Fall war. Letztere zeichnen zwar für das in den Kulturwissenschaften erwachte Interesse an den Dingen wesentlich verantwortlich⁶⁹, bieten aber in ihrer Reformulierung des Sozialen für die eminente Geschichtlichkeit der mit hybriden Objekten geteilten, menschlichen Handlungsräume selbst kaum Zugänge an.⁷⁰ Mit dem Blick auf Bachelard und Canguilhem ging es um die Sichtbarmachung der bei ihnen erfolgten Konstituierung neuer Objektmodalitäten in jeweils versetztem Untersuchungsrahmen: bei Bachelard um die Konstituierung eines – noch sehr materiell gefassten – epistemischen Objekts zweiter Ordnung für eine Wissenschaftsgeschichte, die wiederum als Labor für eine philosophische Epistemologie dient; bei Canguilhem um die Konstituierung eines Objekts dritter Ordnung für eine Wissenschafts- oder besser Ideengeschichte, deren Struktur bereits ein eigenzeitlicher Diskurs über Diskurse war, der das von ihm nochmals erweiterte Universum der Objekte 2. Ordnung – die Dokumente, Instrumente, Techniken, Theorien und Begriffe⁷¹ – einer auf die Wissenschaft als einer privilegierten Stätte der Wahrheitsproduktion abzielenden, diskursgeschichtlichen Befragung unterziehen sollte. Beide Konzepte sind in vielen aktuellen Versuchen, Wissenschaft über ihre Objekte zu erzählen, eminent wirksam. Mit Foucault kommt es hingegen zu einer nochmaligen, radikalen Ausweitung der Fragestellung in Richtung der Macht- und

⁶⁹ vgl. z.B. die Darstellung des Einflusses Latours im Call for Papers für die Konferenz „Die Macht der Dinge“: <http://hsozkult.geschichte.huberlin.de/termine/id=9398&sort=datum&order=down&search=dinge+foucault> (Zugriff am: 31.10.2008)

⁷⁰ Vgl. Latour 2007

⁷¹ siehe Canguilhem 1966, S. 32

Subjektivierungseffekte von Wissensbeständen, die eine „einsinnige Wiederholung szientifischer Rationalität“ meidet.⁷² Damit kommt es zum vorläufigen Entzug oder Verschwinden vormals (un-)mittelbar gegebener, materieller Dinge in diskursiven Formationen, Dispositiven und einer Mikrophysik der Macht. Bevor ich die Foucaultsche ‚Aufhebung der Dinge‘ näher erörtere und weil ich auf die historischen Arbeiten Foucaults im Folgenden nicht näher eingehe, möchte ich ihn selbst zum – von Bachelard und Canguilhem inspirierten, jedoch von einem unmittelbaren Objektbezug losgelösten – Einsatzpunkt seiner Forschungen zu Wort kommen lassen, die er von einer Ideengeschichte abgrenzt. In einem Interview mit Alessandro Fontana und Pasquale Pasquino im Jahr 1977, in dem sich sein Wechsel von einer wissenschaftshistorischen auf eine gesellschaftliche Fragestellung deutlich zeigt, meint Foucault rückblickend:

„Als ich meine Forschungen begann, in den Jahren 1950-55, war eines der großen Probleme das des politischen Status der Wissenschaft und ihrer ideologischen Funktionen [...] Man kann sie in zwei Worten zusammenfassen: Wissen und Macht. Ich glaube, daß ich ‚Wahnsinn und Gesellschaft‘ ein wenig der Spur dieser Probleme folgend geschrieben habe. Für mich ging es um folgendes: wenn wir an eine Wissenschaft wie die theoretische Physik oder die organische Chemie das Problem ihrer Beziehungen zu den politischen und ökonomischen Strukturen der Gesellschaft herantragen, werfen wir dann nicht ein zu kompliziertes Problem auf? Setzen wir nicht die Ebene der möglichen Erklärungen zu hoch an? Nehmen wir dagegen ein Wissen wie die Psychiatrie, wird dann nicht das Problem viel leichter zu lösen sein, insofern nämlich das epistemologische Profil der Psychiatrie verschwommen ist und die psychiatrische Praxis mit einer ganzen Reihe von Institutionen, unmittelbaren ökonomischen Erfordernissen, politischen Notwendigkeiten und gesellschaftlichen Regeln verbunden ist? Könnten wir nicht im Fall einer so ‚ungewissen‘ Wissenschaft wie der Psychiatrie auf ‚sichere‘ Weise das Gewirr der Wissens- und Machtwirkungen aufdecken? Genau dieses Problem wollte ich in ‚Die Geburt der Klinik‘ im Zusammenhang mit der Medizin aufwerfen: diese hat sicherlich eine sehr viel stärkere wissenschaftliche Struktur als die Psychiatrie, aber auch sie ist sehr tief mit den gesellschaftlichen Strukturen verflochten. Was mich dann ein wenig abgelenkt hat, und zwar im genauen Sinn dieses Wortes, war die Tatsache, daß diese Fragen, die ich mir stellte, diejenigen, denen ich sie stellte, überhaupt nicht interessierten. Sie meinten, daß dieses Problem politisch bedeutungslos und epistemologisch uninteressant sei.“⁷³

⁷² Vogl 1999, S. 11

⁷³ Foucault 1977, S. 21

1.2.1 Geschichte diskursiver Dinge

Unbeeindruckt vom anfänglichen Desinteresse seiner ZeitgenossInnen hatten sich im Zuge von Foucaults historischen Untersuchungen des Wahnsinns und der Sexualität immer zahlreicher auftretende, oft rätselhafte Wissensobjekte gezeigt, sodass er sich für deren Status im Geflecht der damaligen Wissenschaft, der Kliniken und der Gesetzgebung interessierte. In der seine bisherigen Arbeiten methodisch grundierenden „Archäologie des Wissens“ analysierte er die Formation der Gegenstände ausgehend von der Frage: „Welches System der Existenz hatten sie als Objekte des Diskurses?“⁷⁴ Am Beispiel der Psychiatrie des 19. Jahrhunderts gelangt er über die Analyse der „Oberflächen ihres Auftauchens“⁷⁵ (Familie, soziale Gruppe, Arbeitsmilieu, Glaubensgemeinschaft), der „Instanzen der Abgrenzung“⁷⁶ (Medizin, Strafjustiz, Kirche, Literaturkritik) und der „Spezifikationsraster“⁷⁷ (Seele, Körper, Leben, individuelle Geschichte) zur Frage, was die solcherart formierten heterogenen Determinationen verbindet, was die Erscheinung neuer Gegenstände ermöglicht habe und „wie auf diese ‚Entdeckungen‘ andere folgen konnten?“⁷⁸ Davon hängt auch ab, wie ein Objekt im Diskurs *gegeben* ist. Die Voraussetzung dafür, dass ein Gegenstand im Diskurs erscheinen kann, sieht Foucault in einem „komplexen Bündel von Beziehungen, [die] zwischen Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Verhaltensformen, Normsystemen, Techniken, Klassifikationstypen und Charakterisierungsweisen hergestellt“⁷⁹ werden. Das bedeute keinesfalls, dass der Diskurs eine präexistente, „stumme Hartnäckigkeit der Dinge“⁸⁰ sichtbar mache oder eine „immanente Rationalität“ in ihrer „begrifflichen Wahrheit“ repräsentiere. Diese Beziehungen seien vielmehr im Gegenstand selbst nicht präsent:

„Sie bestimmen nicht seine innere Konstitution, sondern das, was ihm gestattet, in Erscheinung zu treten, sich neben andere Gegenstände zu stellen, sich in Beziehung

⁷⁴ Foucault 1973a, S. 62

⁷⁵ a.a.O.

⁷⁶ ebd., S. 63

⁷⁷ ebd., S. 64

⁷⁸ ebd., S. 66

⁷⁹ ebd., S. 68

⁸⁰ a.a.O.

zu ihnen zu setzen, seine Verschiedenartigkeit, seine Unauflösbarkeit und vielleicht seine Heterogenität zu definieren, kurz, in einem Feld der Äußerlichkeit platziert zu sein“.⁸¹

So öffne sich ein ganzer Raum, ein System von wirklichen, sekundären, reflexiven oder im eigentlichen Sinn diskursiven Beziehungen. Die Herstellung dieser Beziehungen charakterisiere den Diskurs selbst als Praxis:

„Man hatte die Einheit des Diskurses in den Gegenständen selbst, ihrer Distribution, dem Spiel der Unterschiede, ihrer Nähe oder ihrer Entfernung gesucht – kurz, in dem, was dem sprechenden Wesen gegeben ist: und man wird schließlich verwiesen auf die Herstellung von Beziehungen, die die diskursive Praxis selbst charakterisiert“.⁸²

Was Foucault damit *zwischen* den Dingen, nicht in ihnen selbst, gefunden hat, ist „eine Gesamtheit von *Regeln*, die einer Praxis immanent sind und sie in ihrer Spezifität definieren“⁸³. Das Stabile an diskursiven Praxen wie jener der Psychiatrie, die in der Lage sind, neue Wissensobjekte hervor zu bringen, sind nicht ihre materiellen oder bezeichneten Gegenstände, ihre Bereiche oder Orte ihres Erscheinens im Diskurs – dafür sind sie zu sehr ihrer eigenen, permanenten Rekonfiguration unterworfen; Historisch stabil bleibt ihr Formationssystem selbst, „das Inbeziehungsetzen der Oberflächen, wo sie erscheinen, sich abgrenzen, analysiert werden und sich spezifizieren können“.⁸⁴ Der Diskurs bringt seine Gegenstände hervor. Hier zeigt sich, warum Foucault – obwohl in seinen bahnbrechenden Analysen des Verhältnisses von Wissen, Macht und Subjektivität auch als Denker techno-sozialer Netzwerke lesbar – im Boom der Wissenschafts- und Technikgeschichte der vergangenen Jahre kaum vorkam⁸⁵: Die Diskursanalyse etabliert, im Gegensatz zum „Handlungsraum“ der *Science Studies*, einen – keinesfalls als semiotisch zu verstehenden – historischen „Bedeutungsraum“ des Sichtbaren und Sagbaren, in dem Subjekte wie Objekte zwar

⁸¹ ebd., S. 68f.

⁸² ebd., S. 70

⁸³ a.a.O.

⁸⁴ ebd., S. 71

⁸⁵ Zwar scheint es oftmals implizite Anklänge zu geben, dennoch tauchen Foucaults Arbeiten beispielsweise bei Bruno Latour erst sehr spät, zuletzt in Latour 2007 auf. In Latour 2001 und 2008 schafft es Foucault beispielsweise noch nicht einmal in die Bibliographie.

immer schon von Machtverhältnissen durchzogen werden⁸⁶, doch in der „Geschichte diskursiver Gegenstände“⁸⁷, die Foucault schreiben will, sind die Dinge in einer Art ‚aufgehoben‘, die sie in ihrer Materialität wie auch in ihrer *agency* schwer zugänglich machen: „In einem Wort, man möchte sich gänzlich der ‚Dinge‘ enthalten; sie ‚entgegenwärtigen‘; ihre reiche, schwere und unmittelbare Fülle verbannen, aus der man gewöhnlich das Ur-Gesetz eines Diskurses macht“, und möchte die Diskurs-Objekte „an die Stelle des rätselhaften Schatzes der ‚Dinge‘ von vor dem Diskurs setzen; diese *Gegenstände* ohne Beziehung zum *Grund der Dinge* definieren“.⁸⁸ Auf den ersten Blick scheint es so, als habe Foucault damit jede Materialität aus dem Programm der archäologischen Beschreibung gelöscht. Umso mehr erstaunt es, dass zwei andere materielle Konzepte in der „Archäologie des Wissens“ auf seltsame Weise zugleich epistemisches und museologisches Objekt adressieren und dabei Fragen nach dem Umgang mit diesen in Sammlungen und Ausstellungen aufgeworfen werden. Es sind dies die „wiederholbare Materialität der Aussagefunktion“ und der „Diskurs als Monument“.

1.2.2 Die Materialität der Aussagefunktion

Beim Versuch, die Regelmäßigkeiten der von ihm beschriebenen diskursiven Formationen – die Gegenstände, die Äußerungsmodalitäten, die Begriffe und die Strategien – zu begründen, versucht Foucault „die Definition der Aussage noch einmal bei der Wurzel zu packen“.⁸⁹ Im 2. Kapitel der „Archäologie des Wissens“ untersucht er Zustandekommen und die Zusammensetzung der Aussage, welche die elementare Einheit des Diskurses bildet. Dabei stößt er zu Beginn auf eine Dimension des Aussagens, die zugleich ihre Performativität wie ihre Ereignishaftigkeit verdeutlicht. Die Aussage sei untrennbar von einem „Akt der Formulierung“⁹⁰ wie er von der

⁸⁶ Vgl. Rieder, B: Les réseaux sociotechniques et la question du pouvoir. Séminaire de la CIERA : Penser les réseaux. Moulin d'Andé, Septembre 2005, S. 17f. – <http://tool.procspace.net/pdf/rieder.ppt> (Zugriff am: 31.10.2008)

⁸⁷ Foucault 1973a, S. 72

⁸⁸ a.a.O.

⁸⁹ ebd., S. 116

⁹⁰ Foucault 1973a, S. 120

Sprechakttheorie⁹¹ her bekannt sei. Dieser Akt wiederum verweist auf eine je eigene Subjektposition, eine Autorschaft als produktive Instanz⁹², die aber jenseits des äußernden Subjekts – gewissermaßen als eine Subjekt-Objekt-Position – vorliegt. Aussagen ist zwar sprechend Handeln, aber was artikuliert wird, was sich einen Weg an die Oberfläche bahnt, ist keineswegs nur dem Subjekt zugehörig, gar menschlich oder bloß zeichenhaft. Damit schließt Foucault – um ihn noch einmal in Beziehung zur politischen Epistemologie Bruno Latours zu setzen – technologisch verfertigte und mit tief ins Soziale und Politische hineinreichenden Handlungsskripten oder gar intelligenter Agentenschaft versehene, nicht-menschliche Akteure von einer Aussagefunktion im Grunde nicht aus, sondern fragt lediglich nach der Weise ihrer historischen Diskursivierung/Instituierung. Als artikulationsmächtige Dinge in einem vermeintlich neuen Gemeinwesen setzen diese bei Latour bekanntlich einen quasi-parlamentarischen „Rekrutierungsprozess neuer Kandidaten für das gemeinsame Leben in Gang“⁹³, der eng mit dem Konzept der „Versammlung“ verbunden ist, das mich in den kommenden Kapiteln beschäftigen wird. Auch wenn sich Foucault den Translationen und Inskriptionen auf dem Weg vom instruierenden Ding zum diskursiven Gegenstand nicht mit labor-ethnographischer Aufmerksamkeit nähert und seine Wissenschaft von der Aussage nicht im selben Ausmaß technologisch gedacht ist, bietet er für die Wissenschafts- und Technikgeschichte eine interessante Version, Materialität zu fassen. Diese zeigt sich nicht mehr als Materialität klar umrissener Gegenstände, die längst schon in inner- und außerwissenschaftliche Netzwerke aus Diskursen, Technologien und Institutionen geronnenen sind, sondern als konkrete, aber flüchtige Materialität ihrer Aussage.

„Sie [die Aussage] muß eine materielle Existenz haben. Könnte man von einer Aussage sprechen, wenn eine Stimme sie nicht artikuliert hätte, wenn eine Oberfläche nicht ihre Zeichen trüge, wenn sie nicht in einem sinnlich erfassbaren Element inkorporiert wäre und – wäre dies auch nur für einige Augenblicke – in einer Erinnerung oder einem Raum eine Spur hinterlassen hätte?“⁹⁴

⁹¹ vgl. u.a. Searle, J.R.: *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. London (Cambridge University) 1969

⁹² ebd., S. 134

⁹³ vgl. CFP „Macht der Dinge“ – <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=9398&sort=datum&order=down&search=dinge+foucault> (Zugriff am: 31.10.2008), siehe auch: Einleitung zu: *Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern*. Hg. von Andreas Lösch, Dominik Schrage, Dierk Spreen, Markus Stauff. Heidelberg 2001

⁹⁴ Foucault 1973a, S. 146

Mit der „stets durch eine materielle Dichte hindurch“⁹⁵ gegebenen Aussage rücken Zeichen, Schrift, Stimme, Bild, Skizze, Modell oder Medium in den Rang der die Diskursivität begründenden Materie. Foucault fasst sie als ein der Institution insofern angehörendes System, als sie in ihrer „wiederholbaren Materialität“⁹⁶ immer zuerst Auskunft über die Bedingungen ihres Auftauchens gibt. Zugleich ist sie von einer Ambivalenz von ursprünglicher Ereignishaftigkeit und Wiederholbarkeit (unter strengen Bedingungen) gekennzeichnet. Letztere verweist mit der ihr eigenen „*Möglichkeit der Re-Inskription und der Transkription*“⁹⁷ weniger auf eine ontologische Existenz jenseits ihrer Materialität, sondern weist sie aus „als Funktion des *Anwendungsfeldes*, in das sie sich eingehüllt findet“.⁹⁸ Foucault nennt dies die „Persistenz“ der Aussagen, „die nicht die des stets aktualisierbaren Verweises auf das vergangene Ereignis der Formulierung ist“⁹⁹, sondern vor deren Hintergrund sich die Spiele des Vergessens und Zerstörens erst entfalten. Dadurch werden sie Teil von Technologien und Praktiken, in die sie ebenso eingewoben sind, wie in „soziale Verhältnisse, die sich durch sie hindurch gebildet oder verändert haben“.¹⁰⁰

1.2.3 Der Diskurs als Monument

Was aber kann das für historiographische Sichtweisen bedeuten, die sich, um sie mit den Objekten von Museen und Sammlungen in Beziehung zu setzen, speziell für den zuvor geschilderten, prekären Materialitätscharakter interessieren? Was bedeuten die Diskursivierung der Gegenstände und die Materialität der Aussagen für die gängige Auffassung von Quellen und Objekten im Museum? In seiner Konzeption einer historischen Analyse wendet sich Foucault implizit gegen ein Prinzip der Historiographie, das vielen Museen zu eigen ist und mit der Dekontextualisierung und anschließenden Re-Semiotisierung von Objekten¹⁰¹ im Auftrag einer Aktualisierung von Vergangenen verbunden ist. Foucault kritisiert genau jenes Geschichtsverständnis, das

⁹⁵ a.a.O.

⁹⁶ Foucault 1973a, S. 153

⁹⁷ Foucault 1973a, S. 150

⁹⁸ ebd., S. 153

⁹⁹ ebd., S. 180

¹⁰⁰ a.a.O.

¹⁰¹ siehe Korff 2002/2007, S. XII

im System „Lektüre – Spur – Entzifferung – Erinnerung“ – unabhängig davon, welches der Konzepte man dabei privilegiert – operiert und das es erlaubt, „den vergangenen Diskurs seiner Bewegungslosigkeit zu entreißen und für einen Augenblick etwas von seiner verlorenen Lebhaftigkeit wiederzufinden“.¹⁰² Das Besondere an der Wissensgeschichte als Analyse von Aussagen sei jedoch gerade nicht, die „Texte aus ihrem aktuellen Schlaf wiederaufzuwecken, um das Aufblitzen ihrer Entstehung wiederzufinden, indem man die noch an ihrer Oberfläche ablesbaren Zeichen beschwört“. Für eine solche Sichtweise prägt Foucault den Begriff des „Dokuments als Zeichen für etwas anderes“¹⁰³ und möchte die Geschichtsschreibung damit von einer „dokumentarischen Materialität“ lösen.¹⁰⁴ Dem hält er die rückläufig gedachte Konstruktion des Diskurses als „Monument“¹⁰⁵ entgegen, dessen „immanente Beschreibung“¹⁰⁶ Aufgabe der Geschichtsschreibung sei:

„Um der Kürze willen sagen wir also, dass die Geschichte in ihrer traditionellen Form es unternahm, die *Monumente* der Vergangenheit zu ‚memorisieren‘, sie in *Dokumente* zu transformieren und diese Spuren sprechen zu lassen, die an sich oft nicht sprachlicher Natur sind oder insgeheim etwas anderes sagen, als sie sagen; heutzutage ist die Geschichte das, was die *Dokumente* in *Monumente* transformiert und was dort [...] eine Masse von Elementen entfaltet, die es zu isolieren, zu gruppieren, passend werden zu lassen in Beziehung zu setzen und als Gesamtheiten zu konstituieren gilt. Es gab eine Zeit, in der die Archäologie als Disziplin der stummen Monumente [...] nur durch die Wiederherstellung eines historischen Diskurses zur Geschichte tendierte und Sinn erhielt; man könnte [...] sagen, dass die Geschichte heutzutage zur Archäologie tendiert“¹⁰⁷

Das System der Aussagen in der Positivität seiner „Persistenzen“ stellt Foucault an die Stelle eines bis dahin gültigen „historischen Apriori“.¹⁰⁸ Nachdem die Dinge solcherart in Aussage- oder Erkenntnisformen übersetzt wurden, können sie fortan als „Ereignisse (die ihre Bedingungen und ihr Erscheinungsgebiet haben) und Dinge (die ihre Verwendungsmöglichkeit und ihr Verwendungsfeld umfassen)“ in Diskursen und

¹⁰² Foucault 1973a, S. 179

¹⁰³ Foucault 1973a, S. 14f. und S. 198

¹⁰⁴ ebd., S. 198

¹⁰⁵ a.a.O.

¹⁰⁶ ebd., S. 15

¹⁰⁷ a.a.O.

¹⁰⁸ ebd., S. 184

„Dispositiven“¹⁰⁹ – einem dem *actor network* nicht unähnlichen Gewebe aus technisch-apparativen, institutionellen und mithin *bedeutenden* Elementen – kursieren.¹¹⁰ Man könnte in Bezug auf diese, ihre Genese verbergende, Erscheinungsweise mit Latour auch von einer „Reinigungsarbeit“¹¹¹ der in einem Werden begriffenen Diskurse sprechen. Das System, nach dem diese Reinigungsarbeit funktioniert, nennt Foucault das „Archiv“ und er versteht darunter „*das allgemeine System der Formation und der Transformation der Aussagen*“.¹¹² Gilles Deleuze zufolge etabliert er damit ein verändertes Verhältnis von Geschichte – Geschichtlichkeit dessen, was gewusst werden kann – und Aktualität. Deleuze schreibt über die Geschichtlichkeit bei Foucault: „Die Geschichte ist das Archiv, das Muster dessen, was wir sind und aufhören zu sein, während das Aktuelle der Entwurf dessen ist, was wir werden“.¹¹³ In seinen historisch unkonventionellen Büchern beschrieb Foucault eine Vielzahl solcher „Archive“, von der Klinik im 18. und dem Gefängnis im 19. Jahrhundert bis zur Etablierung von Subjektivität im antiken Griechenland“.¹¹⁴ Zugleich ist neben der historischen Analyse der „Stratifizierungs- und Sedimentierungslinien“ eine weitere Dimension der Dispositive nicht über seine Bücher, sondern stärker über seine Interviews zugänglich: jene nämlich der „Aktualisierungs- oder Kreativitätslinien“, also jener Frageweisen, welche die Monumente der Diskurse im Modus einer „Diagnose“ in Beziehung zum Werden der Gegenwart setzen.¹¹⁵ Lässt sich nicht – so wie Foucault seine Diagnosen außerhalb der wissenschaftlichen Publikationstätigkeit ansiedelt – gerade der Wissensraum Museum als ein solcher randständiger Ort der „Neuaufteilung von Sichtbarem und Sagbarem“¹¹⁶ begreifen, der Sediment und Aktualität, wissenschaftliche und unterdrückte Wissensformen, Ding und Aussage für eine diskursgeschichtliche Analyse rezenter Forschung ebenso nutzbar macht wie für diagnostische Entwürfe einer möglichen ‚Zeit-Geschichte des Wissens‘? Lassen sich daraus aber auch Anforderungen an diskurs- oder dispositivanalytisch informierte Sammlungspolitiken,

¹⁰⁹ Vgl. Foucault 1978; vgl. auch Deleuze 1988, S. 23; Dieser beschreibt das Dispositiv nicht nur als gekennzeichnet von den Aussagesystemen sondern auch von historischen „Lichtsystemen“: „Jedes Dispositiv hat sein eigenes Lichtsystem, eine Art, wie das Licht fällt, erlischt und sich ausbreitet, wobei es das Sichtbare und das Unsichtbare verteilt und das Objekt, das ohne es nicht existiert, entstehen oder verschwinden lässt“

¹¹⁰ Foucault 1973a, S. 186

¹¹¹ vgl. Latour 2008, S. 19

¹¹² ebd., S. 188

¹¹³ Deleuze 1988, S. 329

¹¹⁴ ebd., S. 331

¹¹⁵ ebd., S. 330

¹¹⁶ vgl. Rancière 2006, S. 35-49

Ausstellungspraxen und Vermittlungskonzepte ableiten? Wenn etwa Exponieren eine Verräumlichung des Monuments meint, angesichts dessen eine Diagnose im Gespräch der Vermittlung möglich werden kann, wie anders lassen sich die zuvor geschilderten, räumlich arrangierten Materialitäten – jenseits eines Fetischs der Quelle – dann verstehen, denn als: *Versammlungen*? Und wenn Foucault Geschichtlichkeit immer schon als ein Auseinandersetzungen entspringendes „Machtverhältnis, nicht Sinnverhältnis“¹¹⁷ – die Geschichte hat keinen Sinn – versteht, gibt es dann etwa auch einen Ort, von dem aus sich Monument und Dispositiv bei Foucault mit den in der Wissenschaftsforschung alsbald auftauchenden Versammlungen zusammen denken ließe?

¹¹⁷ Foucault 1977, S. 29

KAPITEL 2

Die Szene der Versammlung



An Experiment on a Bird in the Air Pump, Josef Wright of Derby, 1768¹¹⁸

„The air-pump was an actor in the drama of the Scientific Revolution“

--- Donna Haraway

"Has the time not come to bring the res back to the res publica?"

--- Bruno Latour

¹¹⁸ Original in der National Gallery London

2.1 Die Hobbes-Boyle Kontroverse(n)

2.1.1 Zwei Artefakte: *Labor und Leviathan*

Kontroversen sind für Öffentlichkeiten immer spannend. Sie ziehen eine Linie zwischen GegnerInnen und BefürworterInnen, entlang derer sich eine Vielzahl von Positionen versammeln, assoziieren, artikulieren lassen, um Hegemonie in einer bestimmten – oftmals über den expliziten Gegenstand der Auseinandersetzung hinausgehenden – umkämpften Sphäre von Bedeutung zu erringen. Historische Kontroversen sind auch für die Wissenschafts- und Ideengeschichte anschauliche und anspruchsvolle Gegenstände, die in einer besonderen Form von Austauschverhältnis schwelende, diskursive Formationen und Strategien als historisches Ereignis zu Tage fördern. Mit Konzepten der Kartographierung öffentlicher Kontroversen – dem „mapping“ – war in der Wissenschaftsforschung der letzten 10 Jahre gar die Hoffnung verbunden, den mäandernden Prozessen des Versammelns von technosozialen AkteurInnen und Argumenten im Vorhof der politischen Arena, den Medien, auf die Schliche zu kommen¹¹⁹. Was aber, wenn eine attraktive Kontroverse in stillem Einverständnis der beteiligten Diskurspartner einfach für nicht interessant erklärt wird? Dieser Frage gehen Steven Shapin und Simon Schaffer in ihrer berühmten im Jahr 1985 veröffentlichten Studie „Leviathan and the Air-Pump. Hobbes, Boyle, and the Experimental Life“¹²⁰ nach und stoßen ins Herz des vermeintlich unaufhaltsamen Aufstiegs der modernen Experimentalkultur vor. Gleich zu Beginn ihrer seither vielfach erzählten Geschichte verweisen Shapin/Schaffer auf die erste Studie der *Harvard Case Histories in Experimental Science*¹²¹, die sich Boyles pneumatischer Maschine widmete und die lange als kanonisches Beispiel galt, wie Wissenschaftsgeschichte betrieben werden

¹¹⁹ vgl. den „Mirror Site“ Event der Galerie der Forschung der ÖAW, kuratiert von der damaligen Kuratorin Alvena Yaneva – vgl. http://ec.europa.eu/research/conferences/2005/forum2005/docs/events_austria_prog_en.pdf (Zugriff am: 31.10.2008)

Das Massachusetts Institute of Technology bietet ForscherInnen und Studierenden im Internet gar eine Plattform mit Forschungsprojekten und Online-Ressourcen zum Mapping von Kontroversen in Forschungs- und Technologiefragen an – vgl. <http://www.demoscience.org/> (Zugriff am: 31.10.2008)

¹²⁰ Shapin/Schaffer 1985

¹²¹ Conant, J.B.: Robert Boyle's Experiments in Pneumatics. Cambridge, Mass. (Harvard University Press) 1967

könne, zugleich aber nie nach den epistemologischen Annahmen der Naturphilosophen in der Frühmoderne gefragt hätte. Einen ebensolchen, beinahe kanonischen Status nimmt heute die Arbeit von Shapin/Schaffer selbst im Kontext der neueren Wissenschaftsforschung ein. Sie markiert zum einen jenen Punkt, von dem aus der „Kampfruf der Edinburger Schule der *Science Studies*“¹²² von den politischen und sozialhistorischen Implikationen der Epistemologie auf reichhaltige und zugleich schillernde Weise einem größeren Auditorium zur Kenntnis gebracht wurde. Mit der Erschließung – Hobbes *Dialogus physicus*¹²³ wurde von Schaffer im Zuge der Publikation überhaupt erst aus dem Lateinischen übersetzt – und der damit verbundenen Wiederbelebung der Kontroverse jener Naturphilosophen des ausgehenden 17. Jahrhunderts, die als Wegbereiter einer modernen, auf Empirie basierenden Experimentalkultur im Falle Robert Boyles, und als Initiation einer politischen Theorie im Falle Thomas Hobbes gelten, liefern Shapin/Schaffer eine Referenz, die als erste große „Szene der Versammlung“ in der Wissenschaftsforschung bezeichnet werden kann. Erstmals wurde in einer wissenschaftshistorischen Arbeit ein lange Zeit als externalistisch¹²⁴ geltender – weil im marxistischen Sinne aus präexistenten Überbauphänomenen abgeleiteter –, soziologischer Zugriff auf Fragen der Wissensproduktion in vielschichtigen Analysen von das Objekt durchlaufenden, durchkreuzenden und überlagernden Diskursen, Theorien und Praktiken ins Innere der epistemischen Systeme getragen und durch diese hindurch wieder in Beziehung zu einer sozialen Ordnung gesetzt. Das Ergebnis war verblüffend. Im Sinne einer von der Epistemologie sich abgrenzenden Soziologie des Wissens – Shapin arbeitet in einem anderen Buch an einer „Sozialgeschichte der Wahrheit“¹²⁵ – war es ihnen gelungen, die „Intersektionen einer Geschichte der Naturphilosophie mit einer politischen Ideengeschichte“¹²⁶ plausibel zu machen.

„In this book we have examined the origins of a relationship between our knowledge and our polity that has, in its fundamentals, lasted for three centuries. The past offers resources for understanding the present, but not, we think, for foretelling the future.

¹²² Latour 2008, S. 25

¹²³ Shapin/Schaffer 1985, S. 345-391

¹²⁴ Vgl. auch die Abgrenzungen, die Bachelard und Canguilhem gegenüber den „schicken, westlichen Marxisten (Canguilhem 1996, S. 28) vorgenommen hatten.

¹²⁵ Shapin, S.: A Social History of Truth. Civility and Science in Seventeenth Century England. Chicago, 1995

¹²⁶ Shapin/Schaffer 1985, S. 21

Nevertheless, we can venture one prediction as highly probable. The form of life in which we make our scientific knowledge will stand or fall with the way we order our affairs in the state“¹²⁷

Die Kontroverse, die Shapin/Schaffer neu aufrollen, fand im England der 1660er und frühen 1670er Jahre statt. Materialer Gegenstand der Debatte waren die Experimente von Robert Boyle an der eigens für ihn konstruierten Vakuumpumpe, der *machina Boyleana*. Die folgende Debatte entspann sich im Wesentlichen um zwei Experimente, die die Existenz eines Vakuums in der Pumpe unter Beweis stellen sollten. Doch Shapin/Schaffer fragten nicht danach, wer von den Protagonisten – Boyles oder Hobbes – bezüglich der Frage, ob es ein Vakuum gäbe oder nicht, im Recht war. Letztlich verweisen sie auf der „realistischen“ Ebene der Debatte, dass selbst diese Frage vom Begriff des Vakuums – ein absolutes Vakuum existiert auch nach Annahme der heutigen Forschung nicht – abhängt. Aber die untrennbare Verknüpfung der materialen Funktionsweise des Apparates mit dem Begriff und der Frage nach dem Vakuum, der – so viel sei an dieser Stelle erwähnt – die ganze Frage nach instruierenden Objekten bei Bachelard und der Entstehung von Aussagen bei Foucault bereits eingeschrieben ist, bildet nur die Oberfläche, an der sich ein Diskurs entfaltete, der unter kräftiger Mithilfe der Royal Society längst einseitig und siegreich für beendet erklärt wurde. Die Empirie hatte über den Rationalismus triumphiert. Für Robert Boyle waren experimentelle Laborversuche geeignet, „matters of facts“¹²⁸, also wissenschaftliches Wissen mit Wahrheitsanspruch zu produzieren. Gerade weil die Pumpe anfänglich umständlich konstruiert war und in der Folge oft mit lecken Dichtungen zu kämpfen hatte, war die Produktion von Evidenz keine unmittelbare und die Korrektheit der Vorgangsweise musste innerhalb einer streng begrenzten Öffentlichkeit von unbeteiligten Zeugen kontrolliert werden. Damit ging einher, „that producing matters of fact through scientific machines imposed a special sort of discipline upon this public“.¹²⁹ Da aber deren Verlässlichkeit ungewiss war, entwickelte Boyle drei zentrale Repräsentationsweisen für sein experimentelles Programm, die Shapin/Schaffer in ihrer Untersuchung freilegen und als „Technologien“¹³⁰ bezeichnen. Darunter verstehen sie eine materiale, eine literarische und eine soziale Technologie, die für ein Verständnis

¹²⁷ ebd. S. 343f.

¹²⁸ Shapin/Schaffer 1985, S. 22

¹²⁹ ebd., S. 40

¹³⁰ ebd., S. 25

der sich etablierenden Experimentalkultur höchst aufschlussreich waren. So beschreibt die materiale Technologie die Konstruktion und Operation des wissenschaftlichen Instruments sowie die Weise seiner Befragung unter den bereinigten Bedingungen des Labors. Die literarische Technologie verweist auf die neu entstehenden wissenschaftlichen Berichte als Strategien des *story tellings* für eine sich abzeichnende Fachöffentlichkeit, die als wissenschaftliche Gemeinschaft die Funktion einer diskursiven Qualitätskontrolle einnehmen und somit die soziale Technologie in der Fabrikation von „matters of facts“ bilden. Dieser Vorgang der Produktion wissenschaftlicher Fakten ist also bereits mit einer vielschichtigen Repräsentationstätigkeit der Objekte verbunden, die Donna Haraway als das „theatre of persuasion“¹³¹ bezeichnet. Es umschreibt im Kern jene Praktiken der Diskursivierung, die Latour/Woolgar seit den 1970er Jahren unter dem Programm einer Translationswissenschaft als Inskriptionen, also vereinfacht gesagt als die Frage, wie aus Dingen im Laborkontext Aussagen und Diskurse werden, zu beschreiben versuchen.¹³² Doch die neu entdeckten Phänomene hatten im 17. Jahrhundert in weiten Kreisen für Unruhe gesorgt: „Nowhere was scandal more visible than in the handling of the Torricellian phenomen and related effects“.¹³³ Mit der Errichtung und Regulierung einer geschützten Sphäre, innerhalb derer wissenschaftliche Beziehungen geknüpft und Meinungsverschiedenheiten ausgetragen werden konnten, hatte Boyle versucht, die drohende Infragestellung einer für alle gültigen Ordnung abzuwenden. Denn in Zeiten grassierender Glaubenskriege, in denen es ebenso darum ging, Menschen von Wahrheiten und den damit verbundenen politischen Konsequenzen zu überzeugen, war die Produktion experimenteller Ungewissheit dazu angetan, die soziale und politische Ordnung selbst zu destabilisieren. Zur entscheidenden Sichtbarmachung des Zusammenhangs von Materialität, wissenschaftlicher Praxis und politischer Öffentlichkeit kommt es aber erst in der Gegenüberstellung mit Thomas Hobbes, der dem probabilistischen und sensualistischen Projekt Boyles wenig abgewinnen kann und nicht nur an der Existenz eines als Immaterialität – als „incorporeal substance“¹³⁴ – verstandenen Vakuums zweifelt. Hobbes, der im Jahr 1655 mit *De corpore* selbst eine

¹³¹ Haraway 1997, S. 25f.

¹³² vgl. Latour/Woolgar 1979

¹³³ Shapin/Schaffer 1985, S. 80 – In den Toricelli Röhren, einem der zwei zentralen Experimente, wurde der darin befindliche Stand an Flüssigkeit beobachtet, der sich mit Zunahme des Vakuums in der Pumpe absenkte.

¹³⁴ ebd., S. 92

naturphilosophische Arbeit vorgelegt hatte, fordert demgegenüber eine informierte metaphysische Sprache und sieht diese seinerseits im Kontext der Frage nach politischer Stabilität. Die Produktion und Verteidigung von Absurditäten sah Hobbes als eine Verschwörung der Priester, um das legitime Zentrum jeder Ordnung, den König, zu stürzen. Die höchste und brauchbarste Form des Wissens, schreibt Hobbes, dessen *Leviathan* Shapin/Schaffer als politische Epistemologie lesen, lasse sich einzig in der Philosophie finden, die berufen ist als „practice of demonstrating how effects followed from causes“¹³⁵ den drohenden „Vakuismus“ abzuwehren. Hobbes attackiert in der Folge die Integrität der Pumpe ebenso wie das experimentelle Programm Boyles, während dieser die Regeln des Experiments, seine mechanischen Interpretationen und die Grenzen zwischen einer experimentellen Philosophie und der politischen Diskussion immer wieder neu formulierte – womit er sich in Einklang mit der Royal Society befand. Die umfangreiche Analyse führt Shapin/Schaffer zu einem dreifachen Zusammenhang der Restauration, als der englischen Nachkriegsgesellschaft, die ab 1660 mit Charles II wieder von einem Monarchen regiert wurde, und der aufkommenden Entwicklung moderner Naturwissenschaften:

„There are three senses in which we want to say that the history of science occupies the same terrain as the history of politics. First, scientific practitioners have created, selected, and maintained a polity within which they operate and make their intellectual product; second, the intellectual product made within that polity has become an element in political activity in the state; third, there is a conditional relationship between the nature of the polity occupied by scientific intellectuals and the nature of the wider polity“¹³⁶

Wenn Shapin/Schaffer gezeigt haben, wie stark die Lösung einer Wissensfrage letztlich auf beiden Seiten eine politische war und in einer umstrittenen letzten Geste Hobbes recht geben, kann das als ein Bekenntnis zu einem konstruktivistischen Blick auf den „artificial status of our forms of knowing“¹³⁷ gelesen werden – nicht so aber von Bruno Latour. Gemeinsam mit Donna Haraway ist dieser einer der prominentesten und wohl auch einflussreichsten RezipientInnen und InterpretInnen der „Archäologie dieses

¹³⁵ ebd., S. 111

¹³⁶ ebd., S. 332

¹³⁷ ebd., S. 344

neuen Gegenstands“¹³⁸ durch Shapin/Schaffer. Archäologisch war ihre Vorgangsweise in einem Foucaultschen Sinne, berufen sie sich in ihrer Vorgangsweise doch ebenso auf dessen Diskursbegriff wie (vorwiegend) auf Wittgensteins Begriff der Lebensform, der der beschriebenen Performanz der Aussage bei Foucault stark ähnelt. Mit ihrem Durchgang durch das pneumatische Objekt, das als untrennbar von seinen Artikulationen und Diskursen und unauflösbar in Sinn- und Machtverhältnisse eingespannt erscheint, war mit Shapin/Schaffers Studie auch die Geburtsstunde der wissenschaftlichen Objektivität sichtbar geworden als ein von der Politik fortan streng getrennter Raum der wissenschaftlichen Befragung von Dingen zur Fabrikation von Fakten, die von – mit bestimmtem sozialen Status versehenen – Zeugen abgesichert wurden. Dies rückte in der Wissenschaftsforschung mit einem Mal die Frage nach der Verfasstheit wissenschaftlichen Wissens als Programm der Moderne ins Zentrum, von wo aus allen voran Latour – mitten in die tobenden Diskussionen um die Postmoderne und ihre Relativismen – die radikale Infragestellung der datierbar gewordenen, ideologisch produzierten Trennung von Politik und Wissenschaft zugunsten emphatischer Reformulierungen unseres Ding- und Weltverhältnisses vorbrachte. Anhand der – unter vorsichtigen gegenseitigen Bezugnahmen – ebenfalls als kontroversiell lesbaren Rezeption von *Leviathan and the Air-Pump* bei Bruno Latour und Donna J. Haraway möchte ich den Einsatzpunkt zweier prominenter Strömungen der neueren (politischen) Wissenschaftsforschung aufsuchen, die auf sehr unterschiedliche Weise die mit dem Wuchern neuer hybrider „Quasi-Objekte“¹³⁹ verbundenen politischen und kulturellen Implikationen analysierten und damit Räume und Zugriffsweisen für eine am Ding interessierte Kulturwissenschaft öffneten.

2.1.2 Vom stummen, sinnbegabten Ding zur objekt-orientierten Demokratie

Doch von welcher „Szene der Versammlung“ war zuvor die Rede? Bruno Latour nimmt in einer Reihe von Texten Bezug auf Shapin/Schaffers Buch, zumeist um die mit der Geburt der modernen Experimentalkultur im England des 17. Jahrhunderts aufs engste verbundene „Verfassung“¹⁴⁰ der Moderne einer vielschichtigen Kritik zu unterziehen.

¹³⁸ Latour 2008, S. 32

¹³⁹ Der Begriff stammt ursprünglich von Michell Serres – zitiert nach Latour 2008, S. 70

¹⁴⁰ vgl. Latour 2008, S. 22ff. und insbesondere Latour 2001

Genau genommen argumentiert Latour jedoch im Sinne eines „Liebhabers der Wissenschaften“¹⁴¹, wenn er in „Wir sind nie modern gewesen“ meint, dass Shapin/Schaffer das eingangs erwähnte Programm der Externalisten lediglich radikalisiert hätten. Zwar brachten diese die „soziale Ordnung“ in einen *äußerlichen* Zusammenhang mit der Frage nach dem Entstehen von Wissen zwischen Objekt und Zeichen, Ding und Sprache, Experiment und Metaphysik, kurz: zwischen Materie und Geist, womit sie ein „eindrucksvolles Beispiel für die Fruchtbarkeit der neuen *Science Studies*“¹⁴² geliefert hätten. Doch gingen sie dabei nach Ansicht Latours nicht weit genug und hätten zudem die falschen Schlüsse aus ihrer Analyse gezogen. Denn für Latour liegt das geniale, *crucial experiment* von „Leviathan and the Air-Pump“ darin, zwei Repräsentationsweisen – die „Repräsentation der Dinge durch die Vermittlung des Labors [und die] Repräsentation der Bürger durch die Vermittlung des Gesellschaftsvertrags“¹⁴³ – anhand der Kontroverse von Hobbes und Boyle so miteinander zu konfrontieren, dass diese Auseinandersetzung zugleich als ein konstituierender Gründungsvollzug der Moderne durch die zentralen Vertreter beider *Systeme* sichtbar wird:

„Die beiden Männer gleichen zwei Gründerfiguren, die wie verabredet handeln, um ein und dieselbe Neuerung in der politischen Theorie durchzusetzen: Aufgabe der Wissenschaft ist die Repräsentation der nicht-menschlichen Wesen, aber es ist ihr untersagt, die Politik anzurufen; Aufgabe der Politik ist die Repräsentation der Bürger, aber sie darf keinerlei Beziehung zu den nicht-menschlichen Wesen unterhalten“¹⁴⁴

Die einseitige Stellungnahme von Shapin/Schaffer für Hobbes entspringe demselben ‚doppelten Blick‘ – Konstruktivisten zwar in Sachen Natur, aber Realisten in Bezug auf die Gesellschaft – und dem einzig mit einer weiteren Radikalisierung im Sinne eines konsequent vorgebrachten, „anthropologischen“ Blicks, und vor allem mit den zu dieser Zeit beginnenden Laborethnographien, zu begegnen sei. Latour untersucht sowohl Boyles Labor als auch Hobbes’ Leviathan selbst als Artefakte und konstituiert damit über die soziologische Arbeit Shapin/Schaffers hinaus ein neues Objekt, nämlich die beiden Artefakten gemeinsame Forschungsfrage nach einer Verfassung der Moderne als

¹⁴¹ vgl. den Untertitel des Buches *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften* – Latour, 1996

¹⁴² Latour 2008, S. 36

¹⁴³ ebd., S. 40

¹⁴⁴ ebd., S. 40f.

Verfestigung eines doppelten Vollzugs der Spaltung von Subjekt- und Objektrepräsentation einerseits und des anschließenden Akts des Kaschierens ebenjener Trennungsarbeit auf der anderen. Die Konstitution dieser weiteren Fragestellung eröffnet Latour und seinem Programm einer symmetrischen Anthropologie völlig neue Trajektorien und kann zugleich selbst als eine „Re-Repräsentation“ im Sinne der am Beginn der *Actor Network Theory* stehenden Translationswissenschaft verstanden werden¹⁴⁵. Und das ist nicht bloß als *aperçu* in Bezug auf eine Forschungsrichtung gemeint, die sich an die Fersen anderer ForscherInnen heftet und immer aufs Neue die Frage nach der Beobachtung der BeobachterInnen der BeobachterInnen aufwirft. Ich habe in den vergangenen Kapiteln bereits einige Male auf die Frage der Übersetzung und der Inskription verwiesen und sie scheint an dieser Stelle auch geeignet, sowohl Latours Auslegung von Shapin/Schaffer besser zu verstehen als auch die bereits deutlich gewordene, enorme Skalierung – von der Mikroebene der stummen Objekte bis in die luftigen Höhen soziologischer und politischer Makrotheorien – in seinem Denken durch seine eigenen Untersuchungen an der Quelle der Wissensproduktion, der experimentellen Befragung der Dinge im Labor, ein wenig einzugrenzen. Dies bietet zugleich die Möglichkeit, zu jenen für diese Arbeit zentralen Fragen nach dem Verhältnis von Materie und Zeichen zurückzukehren, die bei Bachelard („bezeichnetes Objekt“) und Canguilhem insistierender Frage nach dem „Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte“ noch ungenügend, bei Foucault hingegen mit der „Formierung der Aussage“ bereits sehr präzise, wenn auch ohne die Akte der Inskription im Detail beschreibend, beantwortet waren. Latour sieht bei Boyle einen neuen Akteur die Bühne des „Berichts der Experimentalwissenschaften“¹⁴⁶ betreten: ein „stummes, aber mit Sinn begabtes oder versehenes Objekt“¹⁴⁷. Dessen eigenwillige, „neue semiotische Fähigkeiten“¹⁴⁸ würden in bestimmten wissenschaftlichen Routinen hervorgebracht und nachträglich wieder unsichtbar gemacht, um die Autorität der gewonnenen Fakten nicht durch die Effekte eines nicht länger wahrheitsfähigen Subjektiven zu verunreinigen. Erst dadurch können die in den Experimenten mit der Vakuumpumpe gewonnenen „matters of facts“ für sich Universalität oder Objektivität beanspruchen, was der sich zwar auf die Seite der Experimentalkultur schlagende, aber

¹⁴⁵ vgl. Latour, B.: On recalling ANT. In: Law/Hassard 1999, S. 15-25

¹⁴⁶ Latour 2008, S. 35

¹⁴⁷ Latour 2008, S. 42

¹⁴⁸ Latour 2008, S. 35

dennoch (oder genau deshalb) einem Sozialkonstruktivismus zugehörige „kleine empirische Philosoph“¹⁴⁹ freilich bezweifelt. Ist das Entstehen des Wissens, fragt sich Latour, nun aber auf der Seite der – von der Philosophie noch säuberlich getrennten – Objekte oder jener der Subjekte anzusiedeln und wie lässt sich jene Linie denken oder besser noch untersuchen, „die den Objektpol mit dem Subjektpol verbindet“¹⁵⁰? Um diese Frage zu beantworten, möchte ich aus der Hobbes-Boyle-Kontroverse für einen Augenblick aussteigen und Latour auf einer Expedition in den Amazonas folgen, die der Untersuchung der wissenschaftlichen „Referenz“ gewidmet war.

Mitte der 1990er Jahre begleitet Bruno Latour im Auftrag des französischen Umweltministeriums eine Forschungsexpedition nach Boa Vista, der Hauptstadt des Amazonas-Staates Roraima. Dort versuchte eine interdisziplinäre Forschungsgruppe unter der Leitung einer Botanikerin, eines Pedologen¹⁵¹ und einer Geographin eine knifflige Frage zu lösen: Sie untersuchten ein Stück Land, auf dem ein Wald direkt an eine Savanne grenzt, um zu eruieren, ob der Wald oder die Savanne zu Ungunsten des/der jeweils anderen vordringe. Dafür wendeten sie eine Reihe von Untersuchungsmethoden an, die – wie sich herausstellen wird – jede für sich zu falschen Ergebnissen gekommen wäre. Latour geht es hier nicht um die Vorzüge transdisziplinärer Forschung und auch nur am Rande um den Status von Theoriebildung und Methodenentwicklung. Er begleitete die Gruppe, um nach eigenen Angaben eine „kleine Geste zu studieren: den Fingerzeig des *Referenten* des Diskurses.“¹⁵² Mit der Ausdeutung des Zeigefingers beim Absuchen von Karten und Bildern, die bei der Untersuchung der pedologischen und botanischen Formationen eine zentrale Rolle spielen, meint Latour eine sehr ursprüngliche, *deiktische* Verbindung zwischen einer stummen, widerständigen Materie und der/dem Interesse geleiteten ForscherIn aufgefunden zu haben. Diese verortet er am Beginn eines langwierigen Prozesses der Transsubstantiation von Materie in austauschfähige Zeichen-, Sprach- und Aussagesysteme, die danach als „persistentes“¹⁵³ Wissen in den Diskursen der Forschung oder weit darüber hinaus kursieren können. Er dokumentiert also anhand eines keineswegs den *big sciences* angehörigen Forschungsprojektes wie Wissen

¹⁴⁹ Latour 1996, S. 247

¹⁵⁰ Latour 2008, S. 37

¹⁵¹ Pedologie ist die Bodenkunde, nicht zu verwechseln mit der Geologie, der Gesteinskunde.

¹⁵² Latour 1996, S. 196

¹⁵³ vgl. Foucaults Begriff der Persistenz

entsteht, und wie sehr die Wert schöpfenden Prozeduren eines „Science-in-the-Making“ von Seiten einer – um es mit Bachelard zu sagen – instruierenden Dinglichkeit und eines kategorialen Denkens gesteuert werden; kurz: wie uns die Dinge *gegeben* sind und wie sie *zur Sprache kommen*. Dafür wählt er das Format eines „photo-philosophischen Essays“, das auf Basis von visuellen Feldnotizen einer Ethnographie selbst mit Strategien des *story tellings* arbeitet, die zudem Beispiel gebend für die Frage nach den Reportage- und Darstellungsmöglichkeiten von zeitgenössischer Forschung in größeren Öffentlichkeiten und im Museumszusammenhang geworden ist. Die Ausgangsfrage bildet dabei die Frage nach der Verlässlichkeit von Akten der Referenzierung: „[...] wenn ich sage, dass der Wald von Boa Vista in die Savanne vordringt, wie kann ich dann mit dem Finger auf etwas zeigen, dessen tatsächliche Anwesenheit meinen Satz bewahrheitet? Wie kann man eine kompliziertere und weniger triviale Aussage als die über die berühmte Katze auf der noch berühmteren Matte mit den Dingen selbst in Verbindung bringen?“¹⁵⁴ Hier zeigt sich also bereits eine doppelte Bewegung aus Entzug und Präsenz, aus Realem und Konstruktion, von Robustem und Fragilem¹⁵⁵: Zum einen diffundiert der Referent in eine Vielzahl von Praktiken, Technologien und Diskursen, die ein komplexes Bild eines „Sachverhaltes“ zeichnen. Der Saum des Waldes ist schließlich selbst kein Gegenstand, sondern zerfällt im Augenblick seiner Untersuchung in einen aus Schichten, Gesteinsformen und Regenwurm Kot bestehenden Boden, in Pflanzenarten, Mikroklima uvm., in eine Vielzahl von Eigenschaften wie Farbe, Form, Geschmack, die wiederum Befragungs-, Ordnungs- und Repräsentationsapparaturen ins Spiel bringen, um letztlich *Daten* oder – wie Latour aufgrund ihrer Gemachtheit meint – besser: *Fakten* produzieren. Zugleich bildet er als Forschungsfrage immer einen *realen* Horizont, der es ermöglicht, Aussagen über repräsentierte Dinge zu treffen, die es erlauben, diese wiederum zu verändern. „Die Wissenschaften sprechen nicht von der Welt. Sie konstruieren künstliche Repräsentationen, die sich immer weiter von der Welt zu entfernen scheinen und die sie dennoch näher bringen [...]. Die erkannte Welt und die erkennende Welt formen einander ständig um“.¹⁵⁶ Latour begleitet die Gruppe von WissenschaftlerInnen bei ihren Vermessungen des Waldes, der Entnahme, Klassifikation und Archivierung von Pflanzen- wie Bodenproben und beobachtet dabei jeden einzelnen Akt der „Inskription“

¹⁵⁴ Latour 1996, S. 207

¹⁵⁵ ebd., S. 197

¹⁵⁶ a.a.O.

hinsichtlich der dabei zum Einsatz kommenden teils materialen, teils zeichenhaften Ressourcen. Der Weg vom feuchten Stück Erde im Wald zur reinen Information in Form von Buchstaben, Zahlen und Diagrammen ist geprägt von Diskontinuitäten, von Sprüngen, Übersetzungen und Transformationen, die in jedem Schritt konkret beschreib- und nachvollziehbar, aber immer beides zugleich sind: eine Entfernung vom Gegenstand und eine Annäherung an ihn; eine Reduktion der Komplexität im Sinne einer Abstraktion und das Auftauchen neuer Komplexitäten durch den von der neuen Repräsentation freigegebenen Blick; eine Entmaterialisierung und eine Re-Materialisierung (als Bild, als Farbe, als Zeichen).

„Man bemerkt, daß jedes beliebige Glied der Kette von seinem Ursprung her auf die Materie und von seiner Bestimmung her auf die Form bezogen ist; daß es aus einem zu konkreten Ensemble herausgenommen wird, um dann im nächsten Schritt selbst wieder als zu konkret zu erscheinen. Niemals läßt sich ein scharfer Bruch zwischen den Dingen und den Zeichen feststellen.“¹⁵⁷

Nach nur wenigen Übersetzungen kann zwischen einem „ursprünglichen Objekt“ und den „untersuchenden“ Instrumenten und Mitteln nicht mehr unterschieden werden, jedes von ihnen wird zur Referenz für den jeweils nächsten Schritt der Inskription: So zeigt Latour anhand der verwendeten Registerkästen und dem Tisch im Labor höchst lebendig, wie bestimmte Dinge erst durch eine informierte Zurichtung und Versammlung in einer Gesamtschau Informationen, Konfigurationen und Muster synoptisch preisgeben – zum Sprechen bringen –, die an ihnen selbst nicht auffindbar gewesen wären.¹⁵⁸ Ein solches Möbel bildet ein von Latour fotografiertes Regal, das sein Verständnis einer (neuen) Materialkultur der Wissenschaften zeigt und auch die später diskutierte Ausstellung „auf/zu. Der Schrank in den Wissenschaften“¹⁵⁹ inspiriert haben könnte:

„*Abbildung 10.5.* – Das dreiteilige Regal mit Fächern sieht aus wie eine Tabelle aus Spalten und Zeilen, Abszissen und Ordinaten. Wir befinden uns in einem botanischen Institut, weit weg vom Urwald, in Manaus. Jedes Fach dieses Regals dient sowohl zum Klassifizieren als auch zum Konservieren und Benennen. Dieses Möbel steht für eine Theorie [...] Es ist ein perfektes Zwischenglied zwischen dem Materiellen (denn es

¹⁵⁷ ebd., S. 225

¹⁵⁸ ebd., S. 204f.

¹⁵⁹ vgl. te Heesen/Michels 2008

schützt) und dem Logischen (denn es klassifiziert), zwischen der Schachtel und dem Baum der Erkenntnis.“¹⁶⁰

Auch den seinem Bericht den Titel gebenden „Pedologenfaden“, der gegangene Wege markiert und sie zugleich misst, beschreibt Latour als ein Instrument, das im Wald ein Planquadrat als erstes „Protolaboratorium“ errichtet und letztlich die Materialität des Waldes in einem ersten Schritt der Inskription in die Materialität der im Protokoll notierten Zahl überführt. Diese Transsubstantiation in Zeichen oder Zahlen mag auf den ersten Blick als kontingenter Akt erscheinen, für Latour bildet er die kontinuierlich wiederholte, materielle Grundlage einer repräsentierenden Wissenschaftspraxis, die sich in seriellen Routinen und Subroutinen verfestigt. Am aktuellsten Plateau der Inskription, die noch von keiner Routine erfasst ist – der von Bachelard und Canguilhem beschriebenen „Grenze des Wissens“ –, zeigt sich sodann die Forschung als ein Unternehmen, das in tastenden Bewegungen agiert, die mehr einem *Basteln*, einem abduktiven und kombinatorischen Spiel mit Repräsentationsformen, denn einer in- oder deduktiven Planungsrationalität gleicht. Mit den geschilderten Sequenzen der Translation taucht hier, an einer dem *Quellcode* der Wissensproduktion noch sehr nahen Ebene, ein zentraler Begriff für Latours Konzept der Versammlung auf: So wie jedes Objekt, jedes Instrument und jede Repräsentation zugleich Referenz für ein wieder neues Objekt, Instrument oder eine Repräsentation sein kann, bilden alle zusammen ein Netz, das, um es zu verstehen (oder zu beschreiben, von ihm zu berichten oder Entscheidungen über die politische Gestaltung einzelner seiner Entitäten vornehmen zu können), vollständig dargestellt – versammelt – werden muss: „Sobald man dieses Netz jedoch irgendwo zwischen den beiden Enden zerschneidet, es nicht mehr aufrechterhält, es vom Nachschub abtrennt, es an einem beliebigen Punkt unterbricht, beginnt es zu lügen. Es referiert nicht mehr.“¹⁶¹ Dieser Gedanke wird später in der Versammlung der „Quasi-Objekte“ in größeren, stärker „sozial“ durchdrungenen Akteur-Netzwerken wie dem Klima, der Telekommunikation, der Pflege, der Atomkraft oder den globalen, Technologie gestützten Finanzmärkten zugunsten eines neuen Verständnisses von Politik relevant werden. In Boa Vista gilt die Sorge noch der vollständigen Repräsentation des Forschungsprojektes, die ebenso der eigenen Sammlung von vor Ort

¹⁶⁰ Latour 1996, S. 201. An dieser Stelle sei auch auf die unmittelbare Nähe dieser Beobachtung zum bereits erwähnten Konzept der „boundary objects“ von Star/Griesemer hingewiesen.

¹⁶¹ Latour 1996, S. 245

gemachten Diaaufnahmen gilt. Anhand des „Pedrokomparators“, einer als gepolsterter Koffer transportierbaren Registerschachtel für Proben, verdeutlicht Latour noch einmal die Einbettung der Dinge in ein Netz aus Entitäten, Prozeduren und Sequenzen:

„Wie das Regal [...] wird der Pedrokomparator uns erlauben, den praktischen Unterschied zwischen Abstraktem und Konkretem, zwischen Zeichen und Zeug zu begreifen. Mit seinem Handgriff, seinem Holzrahmen, seiner Auskleidung und seinen Kartonskuben gehört der Komparator zur Welt der Dinge. Aber mit der Gleichförmigkeit seiner Kuben, ihrer Anordnung in Spalten und Reihen, ihrem diskreten Charakter und der Möglichkeit, die Elemente frei zu vertauschen, gehört der Komparator zur Welt der Zeichen. Genau diese hybride Erfindung erlaubt es die Welt der Dinge in Zeichen zu verwandeln.“¹⁶²

Doch die Kaskade der Transformationen und Repräsentationen endet noch lange nicht. Aus dem Urwald von Boa Vista ins Labor zurückgekehrt, war man mit weiteren apparativen und transkriptorischen Verfahren „vom Instrument, zum Diagramm [...], von der Hybride Erde/Zeichen/Schublade zum Papier“¹⁶³ übergegangen. Damit erreicht Latour in seiner Beobachtung jenen Punkt, den man mit Shapin/Schaffer als eine ‚literarische‘ Technologie beschreiben könnte. Das Netz der Repräsentationen wird weiter geknüpft und setzt sich in Form von Graphen, auf die dann im Bericht Bezug genommen wird, fort: „Im Unterschied zu allen anderen Erzählformen spricht der wissenschaftliche Text bekanntlich von einem Referenten, der im Text selbst in einer anderen, nicht-prosaischen Form präsent ist – als Tabelle, Diagramm, Gleichung, Karte, Schema. Der wissenschaftliche Text mobilisiert seinen eigenen internen Referenten und verifiziert sich damit selbst.“¹⁶⁴ Latour betont, dass „das materielle Gewicht dieser Handlung [...] die Substitutionsbewegung, in deren Verlauf ein realer Boden zu einem von der Pedologie erfassten Boden wird“ im bis dato geführten Diskurs über das Subjekt-Objekt-Verhältnis, ihre Diskursivität und Medialität kaum berücksichtigt wurde. „Den großen Abgrund zwischen den Ideen und den Dingen hat noch keine Mathematik jemals überbrückt.“¹⁶⁵ Die Wahrheit in der Korrespondenz zwischen den Dingen und den Worten zu suchen, wie in der Philosophiegeschichte vielfach unternommen, sei müßig. Die Produktion von wissenschaftlichem Wissen hingegen

¹⁶² a.a.O.

¹⁶³ a.a.O.

¹⁶⁴ ebd., S. 224

¹⁶⁵ ebd., S. 223

zeigt sich als Prozess der Anfertigung von Transformationsschichten, als Serie von Inskriptionen, die in Hinblick auf eine bereits vermittelte Forschungsfrage erst eine „Reduktion“ und in Folge eine „Amplifikation“¹⁶⁶ bloßer Materialität betreibt, bei der jeder Verlust zugleich einen Gewinn bedeute: „Dabei verlieren wir jedes Mal fast alle Elemente und gewinnen gleichzeitig neue, sooft wir den Graben zwischen Materie und Form überspringen“.¹⁶⁷ Was damit für Latour und viele andere, ebenfalls ethnografisch vorgehende ForscherInnen dieser „Goldgräberzeit“ der Wissenschaftsforschung beschreibbar wurde, ist der bislang im Dunkeln liegende Prozess der Entstehung von Aussagen (im Sinne Foucaults) als einem verfertigten „Anschluß [der Dinge] an die Schrift, die Berechnung und das Archiv“.¹⁶⁸ War bei Foucault die „Materialität der Aussage“ noch flüchtig und schwer zu fassen, zeigt sich hier deutlich, dass die Beschreibung einer Materialkultur der Wissenschaften auf ein ursprüngliches, auratisches Objekt – der nasse Wald? – kaum jemals zurückgreifen kann, dass hingegen der Graph und das Diagramm, der Text wie der Schrank, die Visualisierung neben dem Programmierskript, das Gedicht neben dem Alltagsgegenstand, gleichermaßen die artefaktuale Trägerschaft von Aussagen bilden. Dieses Verhältnis von Materialität, Objekthaftigkeit und Diskursivität ist auch hinsichtlich verschiedener musealer Dingbegriffe, speziell des zurzeit vielfach debattierten und inszenierten Eigensinns epistemischer Dinge im Sammlungs- und Ausstellungskontext, aufschlussreich. Denn die hier detailreich beschriebene „Einbindung der Dinge in den Diskurs“¹⁶⁹ ist schlichtweg „allein aufgrund der sinnlichen Erfahrung“¹⁷⁰ nicht zu erfassen. Die Referenz erweist sich also nicht als der bezeichnete oder mit Hilfe des Fingers mit Bedeutung ausgestattete Gegenstand, sondern als dasjenige, was durch eine Serie von Transformationen hindurch erhalten bleibt. Was aber ist dieses anderes als, um es mit Foucault zu sagen, der eingegrenzte Schauplatz eines möglichen Auftauchens neuer Aussagen bezüglich einer dem Gegenstand selbst äußerlichen Beziehung oder diskursiven Formation? Die Referenz entspringt einem Wunsch, nämlich jenem nach Konstitution einer wissenschaftlichen oder sozialen Problematik, deren Lösung in der Lage ist, unsere Frageweisen ebenso zu verändern wie unser Zusammenleben. Damit ist die Referenz aber nicht primär real oder materiell, sondern vielmehr intentional und in

¹⁶⁶ ebd., S. 241

¹⁶⁷ ebd., S. 233

¹⁶⁸ ebd., S. 223

¹⁶⁹ Latour 1996., S. 215 f.

¹⁷⁰ ebd., S. 212

einer zunehmend problemorientierten, sozial robusten Forschung sind demnach selbst schon bei der Konstitution einer wissenschaftlichen Problematik dem Forschungsgegenstand äußerliche Einflüsse am Werk. Die Ablehnung einer essentialistisch-immanenten Verortung stummer Dinge am Ursprung der Aussage seitens Foucaults erweist sich auch für Latour als ungeeignet wenn es darum geht, erkenntnisrelevante Prozesse darzustellen oder zu beschreiben. Doch wovon diese berichten sollen, welches also die Kontexte sind, in denen Aussagen auftauchen und ihre Wirkungen entfalten – in den Netzen oder Dispositiven, in denen sie als Technologien, als diskursive oder institutionelle Praktiken zum Einsatz kommen –, wie diese theoretisch in den Blick genommen werden, ist eine Frage, die sich von hier aus überhaupt erst entfalten lässt.

Ich komme nun von der aus der Mikroanalyse der Produktion wissenschaftlichen Wissens hervorgegangenen Kette von Inskriptionen zurück zu Latours Auslegung von Shapin/Schaffer und seine Parteinahme für Boyles. Diese ist nicht nur in Bezug auf die vorgebrachte historische Kontroverse, sondern vor allem hinsichtlich des zur Disposition gestellten Verständnisses von Moderne und einem politischen und sozialen Raum – im Grunde der Sphäre Hobbes' – relevant, in dem das geradezu explosive Hinzutreten neuer Objekte und Akteure für Latour eine – theoretische wie praktische – Neuformierung des Gemeinwesens notwendig macht. Ein solches Konzept entwickelt Latour in seinen Arbeiten der nächsten zehn Jahre Schritt für Schritt und formuliert damit das Programm einer interventionistischen, politischen Epistemologie, denn „hinter der offensichtlichen Frage, was gute Wissenschaft sei, steckt die viel kniffligere Frage nach politischer Relevanz“.¹⁷¹ Um den mit einer Materialkultur der Wissenschaften verbundenen, sie begründenden Handlungs- und Bedeutungsraum – und damit wiederum der Frage nach einer adäquaten Repräsentation und Narration in Bildungs- und Vermittlungskontexten – sichtbarer zu machen, folge ich dieser eminent Raum greifenden Bewegung in Latours Denken, die von der wissenschaftlichen Referenz zur politischen Relevanz und von der Sammlung zur Versammlung führt. Latours Kritik an Shapin/Schaffer bildet dafür einen entscheidenden Ausgangspunkt. Nachdem die Wissenschaftsforschung sich eben erst den experimentellen Praxen im Labor zugewandt hatte, kann Latour die Parteinahme Shapin/Schaffers für Hobbes umso

¹⁷¹ Latour 2007, S. 427

weniger nachvollziehen. Er sieht darin das fundamentale Versäumnis am Werk, Hobbes auf dieselbe Weise nach der Fabrikation seines Wissens zu befragen, wie Boyle: „Merkwürdigerweise scheinen sie sich enger an das politische Repertoire anzulehnen als an das wissenschaftliche“. ¹⁷² Im Gegensatz zu Shapin/Schaffer folgt er Boyle – im Sinne einer Parteinahme ebenso wie im Sinne seines Forschungsinteresses – deshalb ins Labor, weil er in der experimentellen Fabrikation von Wissen im Labor das entscheidende Moment der Ausgestaltung gegenwärtiger technosozialer Räume sieht. Diese wären durch die wirkmächtige Trennung von Gesellschaft und Natur allerdings über gut zweihundert Jahre politisch falsch interpretiert worden, was zum Ausschluss wesentlicher – nämlich der dinglichen – Akteure des sozialen Handlungsraums aus der politischen Repräsentation geführt habe. Denn die mit dem Programm der empirischen Naturwissenschaften verbundene Trennung einer Sphäre der Wahrheit (Repräsentation der Dinge als Fakten) und einer der Interessen (der Repräsentation der Menschen als reine Beziehungen), wie sie letztlich in der Analyse der Hobbes-Boyle-Kontroverse sichtbar wird, beruht auf der Akzeptanz ebenjener „matters of facts“, deren vielschichtige Gemachtheit die *Actor Network Theory (ANT)* zu beschreiben sich aufgemacht hatte. In seinen späteren Arbeiten wird Latour diesen detailreichen Nachvollzug der Entstehung von Wissensobjekten als die hinsichtlich der politischen Bewertung und Gestaltung immer aufs Neue durchzuführende Arbeit der „Entfaltung“ als genuine Methode der ANT vorschlagen. ¹⁷³ Womit Latour in der Folge einen Durchgang durch jenes Niemandsland, das bislang die Grenze zwischen Externalisten und Internalisten aufrecht erhalten hatte, legt, ist allerdings seine Konzeption von „matters of concerns“, die er in „From Realpolitik to Dingpolitik“ ¹⁷⁴, dem einleitenden Katalogtext zur von ihm und Peter Weibel kuratierten Ausstellung „Making Things Public“ im Zentrum für Kunst und Medientechnologien Karlsruhe (ZKM) 2005, an die Stelle der Boyleschen Fakten setzt. Nicht faktisch beschreibbare Objekte sondern polysemische und handlungsmächtige „Dinge“ – umstrittene Tatsachen oder *faits discutables* – konstituieren demnach ein Kollektiv von menschlichen und nicht-menschlichen Wesen. ¹⁷⁵ Latour verweist auf die etymologische Konnotation des

¹⁷² Latour 2008, S. 37

¹⁷³ Latour 2007, S. 428

¹⁷⁴ Latour 2005, in: Latour/Weibel 2005, S. 14-41. Der Text ist auf Deutsch auch in einer eigenständigen Auflage erschienen – vgl. Latour, B.: Von der Realpolitik zur Dingpolitik oder Wie man Dinge öffentlich macht. Hg. v. Weibel, P., übersetzt v. Roßler, G., Berlin: Merve Verlag 2005

¹⁷⁵ Latour 2007, S. 121

„Things“ mit dem Gerichts- und Versammlungsort der Germanen, der jedem zuvor als *Entfaltung* beschriebenen Akt des Sammelns vorausgehe.¹⁷⁶ Fakten und Machtwirkungen entspringen demnach ganz und gar nicht getrennten Sphären, sondern gingen immer miteinander einher. Hatte Latour in Bezug auf die „matters-of-concerns“ im Jahr zuvor die Möglichkeit von vage projektierten „public proofs“ noch in Erwägung gezogen¹⁷⁷, relativiert er die Machbarkeit wirklich öffentlicher Beweissuche angesichts der explodierenden Anzahl an Akteuren und Agenden als deliberatives Phantasma:

„The problem is that transparent, unmediated, undisputable facts have recently become rarer and rarer. To provide complete undisputable proof has become a rather messy, pesky, risky business. And to offer a *public* proof, big enough and certain enough to convince the whole world of the presence of a phenomenon or of a looming danger, seems now almost beyond reach – and always was.“¹⁷⁸

Deshalb kann Latour hier von Shapin/Schaffer aus nach dem Gesellschaftsganzen in einer weder dem Jargon der Philosophie noch jenem der Politik eindeutig zuschreibbaren Weise fragen: „Has the time not come to bring the *res* back to the *res publica*?“.¹⁷⁹ Mit der *Sache* ist hier ein Dingverhältnis angezeigt, das in der Lage ist, anstelle eines kameralistischen Interessenausgleichs in Bezug auf unbestreitbare, wissenschaftliche Tatsachen, den neuen Komplexitäten und Unentscheidbarkeiten der Technophänomene gerecht zu werden. Und dies kann einzig durch die Einsicht in die Reversibilität von Prozessen der Entstehung von handlungsmächtigen Quasi-Objekten bewerkstelligt werden, die Latour auf Basis seiner Laborstudien als Konzept entwickelt hatte. Die Herstellung von begrenzten Öffentlichkeiten und die „authentische“ Darstellung der Dinge im Entscheidungsprozess oder gemäß ihres Fabrikationsprozesses (zu Wissen oder zu wirksamer Technologie), führt Latour zu einer ersten Konzeption der Versammlung als „hybrid forum(s) and agora(s)“¹⁸⁰, für die er ein informierteres Verständnis der für die Repräsentation notwendigen Re-

¹⁷⁶ Latour 2005, S. 22ff.

¹⁷⁷ Vgl. die von ihm in diesem Jahr in Paris ausgerichtete, 2-jährig stattfindende, gemeinsame Konferenz des US-amerikanischen und des europäischen STS-Verbands – 4s/EASST – von 25.-28.8.2004, die unter dem Titel „Public Proofs. Science, technology and democracy“ stand

¹⁷⁸ Latour 2005, S. 19

¹⁷⁹ ebd., s. 23

¹⁸⁰ a.a.O.

Präsentationen“ fordert.¹⁸¹ Denn um die Kette von Inskriptionen in weitere soziale und politische Räume zu verlängern sind neue politische Technologien notwendig und Latour formuliert von hier aus sein ambitioniertes Programm einer – der Programmiersprache entliehenen – „objekt-orientierten Demokratie“.¹⁸² In seinem als Einführung in die *Actor Network Theory* bezeichneten Buch „Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft“¹⁸³ beschreibt Latour diese als Resultat eines im Anschluss an die ursprüngliche *Entfaltung* von Kontroversen stattfindenden Prozesses der *Stabilisierung* und der anschließenden *Zusammensetzung*. Damit ist der Übergang von der – einer neuen Soziologie der Assoziationen zufallenden – Aufgabe des *Sammelns* neuer „Propositionen“¹⁸⁴, wie Latour sie in seinem „Parlament der Dinge“ nennt, also auftauchender Akteure in Objektform, „die wir *wieder rätselhaft* finden müssen“¹⁸⁵, zu einer Weise des *Versammelns*, beschrieben, die einem *social re-engineering* im Auftrag der Bewältigung einer mit Phänomenen technosozialer Komplexität und Unentscheidbarkeit konfrontierten Politik gleicht:

„Während die Tradition das gemeinsame Gut (ein moralistisches Anliegen) und die gemeinsame Welt (natürlich gegeben) unterschied, habe ich vorgeschlagen, die ‚Naturpolitik‘ durch die *schrittweise Zusammensetzung einer gemeinsamen Welt* zu ersetzen. Dies war in meinen Augen der Weg, um Wissenschaft und Politik neu zu definieren und der Aufgabe einer politischen Epistemologie nachzukommen, die uns durch die verschiedenen ökologischen Krisen aufgegeben worden ist.“¹⁸⁶

Das Auftauchen der „Propositionen“ lässt sich in den *laboratory studies* nicht nur sehr genau beobachten, sondern auch in Betrachtungsweisen ihres Kursierens in allen möglichen „Netzen“ mitnehmen, die als neue Verknüpfungen zwischen Akteuren und damit nicht-essentialistische soziale Verbindungen verstanden werden können.¹⁸⁷ Zugleich scheinen damit für Latour die großen theoretischen Gräben des Denkens des

¹⁸¹ ebd., S. 26

¹⁸² ebd., S. 14. Mit objekt-orientierter Programmierung war es Mitte der 90er Jahre erstmals möglich geworden, bestimmte einmal programmierte Funktionalitäten als reproduzierbare Routinen zur Verfügung zu stellen und nicht jedes Mal aufs Neue codieren zu müssen. Latour geht der gewählten Metapher nicht weiter nach, das Bild einer „open source society“, deren Arbeit am Quellcode demokratisiert werden könnte, geistert aber durch einige Konferenzen dieser Zeit.

¹⁸³ Latour 2007 – Der englische Titel „Re-assembling the social“ bringt die Dimension der Neuversammlung wesentlich stärker zum Ausdruck.

¹⁸⁴ vgl. Latour 2001

¹⁸⁵ ebd., S. 426

¹⁸⁶ ebd. S. 437

¹⁸⁷ vgl. Latour 2007, S. 441

20. Jahrhunderts überwunden:

„Entweder – oder: Entweder existieren die Netze, die wir in den *Science Studies* ausgebreitet haben, nicht wirklich, und die Kritiker tun gut daran, sie zu marginalisieren oder in drei verschiedene Ensembles – Fakten, Macht, Diskurs – aufzuteilen. Oder die Netze sind so, wie wir sie beschrieben haben, und überqueren die Grenzen der großen Fürstentümer der Kritik: sie sind weder objektiv noch sozial noch Diskurseffekte, während sie gleichzeitig sowohl real als auch kollektiv als auch diskursiv sind“¹⁸⁸

Latour will dem Eigensinn der Dinge folgen, ihre Einwände zulassen und ihre Mannigfaltigkeit¹⁸⁹ akzeptieren, indem er „*jedes Ding*, das eine gegebene Situation verändert, indem es einen Unterschied macht [als] ein Akteur“¹⁹⁰ fasst. Damit verbindet er materielle Verhältnisse untrennbar mit ihrer sozialen Dimension: „Es gibt keine irgendwie gearteten Beziehungen zwischen dem ‚Materiellen‘ und der ‚sozialen Welt‘, weil genau diese Zweiteilung ein komplettes Artefakt ist.“¹⁹¹ Für seine Forschungen relevant sei daher nicht die Gesamtheit der netzwerkartigen Beziehungen von Gegenständen und den mit ihnen lebenden Menschen, sondern nur jene, die entlang der Bahn eines Handlungsverlaufs neue Konstellationen bilden. Es geht also darum, den lärmenden Neuankömmlingen einen legitimen Platz im Kollektiv zuzuweisen.¹⁹² Insofern sind die von Latour beschriebenen Dinge flüchtig, vielfach werden sie von einem ursprünglichen „Mittler“ zu einem bloßen „Zwischenglied“ in einer Kette von Verbindungen, zu einem „Plug-in in den Common sense“ und fallen anschließend wieder zurück in eine Bedeutungslosigkeit.¹⁹³ Daher müssten die zirkulierenden Objekte¹⁹⁴, auf die Anke te Heesen sich später berufen wird, und die im Umgang Anthropomorphismen produzieren, deren Handlungsfähigkeit aber nicht länger aufgrund ihrer mangelnden Intentionalität von jener der menschlichen Mitglieder im Kollektiv unterschieden ist, mit „spezifischen Tricks [und] Skripten zum Reden“¹⁹⁵ gebracht werden. Dafür bieten sich der *ANT* fünf verschiedene Gelegenheiten: (1) Die

¹⁸⁸ ebd., S. 13

¹⁸⁹ ebd., S. 438

¹⁹⁰ ebd., S. 123

¹⁹¹ ebd., S. 130

¹⁹² vgl. ebd., S. 129 bzw. S. 451

¹⁹³ vgl. ebd., S. 441

¹⁹⁴ ebd., S. 437

¹⁹⁵ ebd., S. 137

Studie der „*Innovationen* in der Werkstatt des Handwerkers“, also der ethnografische Ausgangspunkt der Laboratory Studies; (2) eine befremdliche oder exotisierende Distanz von Gegenständen außerhalb des täglichen Gebrauchs; (3) die Untersuchung von Unfällen, Defekten und Pannen, für die die „Vermehrung ‚riskanter‘ Objekte“ ausreichend Anlass böten; (4) die Aktualisierung historischer Objekte, Dokumente oder Museumsstücke, die – just im Sinne der von Foucault kritisierten Reaktivierung der Spur – „soziale und kulturelle Geschichten“ zu erzählen in der Lagen seien¹⁹⁶; und (5) die „Ressource der Fiktion“, die mit Gedankenexperimenten und alternativen Zugriffs- und Untersuchungsweisen von Objekten unhinterfragte Nutzungszusammenhänge sichtbar machen können. Die Notwendigkeit des Zum-Sprechen-Bringens gelte aber nicht nur für die Dinge sondern ebenso für (menschliche) Gruppen, deren Status Latour zu Beginn der „Neuen Soziologie“ untersucht. Denn auch für Latour, der eine Deutung des Sozialen mit Hilfe von hinter den Erscheinungen liegenden, essentialistischen Kategorien ablehnt, ist mit dem Verfolgen der Assoziationen und dem Versammeln der Dinge allein der Prozess der Formierung eines Gemeinwesens nicht hinreichend beschrieben. Auch die Rede von einer „materiellen Kultur“ sei dabei nicht hilfreich, „denn die Objekte würden in diesem Fall einfach *untereinander* verknüpft, um eine homogene Schicht zu bilden – eine sogar noch unwahrscheinlichere Konstellation, als sich Menschen durch nichts als soziale Bande miteinander verbunden vorzustellen“.¹⁹⁷ Detailreich beschreibt er die Performanz von *sozialen* Gruppenbildungen und die notwendige Arbeit zur Aufrechterhaltung derselben durch unterschiedliche Funktionen innerhalb einer Gruppe. Letztlich bleibt der Einfluss nicht-technischer, Ein- und Ausschlüsse, Asymmetrien und Machtbeziehungen konstituierender Differenzen aber eigenartig diffus und ahistorisch. Ich habe zuvor von einer eminenten Skalierung im Denken Latours gesprochen und möchte an dieser Stelle nur kurz auf dieses Prinzip in seinen Arbeiten hinweisen, das man als serielle Form- und Größenverschiebungen nach oben beschreiben könnte und das er auch in Bezug auf seine Ausstellungsgestaltung fortsetzt. Bei Latour, dem gelernten Philosophen und praktizierenden Wissenschaftsanthropologen, ist ausgehend von minutiösen Mikrostudien der

¹⁹⁶ Latour in Zusammenhang mit der „Objekt-Blindheit“ der Soziologie von „Materialien wie Dokumente, Schriftstücke, Diagramme, Dateien, Büroklammern [und] Landkarten“ als „intellektuellen Technologien“, die – vorausgesetzt sie werden im Kontext der von ihnen hervorgebrachten neuen technosozialen Objekte und nicht bloß als kulturhistorische Reflexion bezüglich ihrer Materialität sichtbar gemacht – ein interessantes Konzept für die Darstellung von Wissenschaft im Bildungskontext darstellen kann.

¹⁹⁷ ebd., S. 146

Wissensentstehung ein explosives Wuchern der Referenzrahmen am Werk, das sich immer wieder an der Frage der Formierung eines Gemeinwesens fängt. Damit leistet er gerade für Technik- und Gesellschaftstheorien einiges, vor allem in Bezug auf einen Durchgang, den er durch die modernistischen Verführungen politischer Subjekte zwischen Affirmation und Denunziation, Technologiefetischismus und radikaler Technikkritik legt. Er eröffnet auch den Blick auf ein „quasi-animistisches Verhältnis zu den Dingen“¹⁹⁸, das Grundlage unseres *amodernen* Weltverhältnisses sei (da die Moderne nie stattgefunden habe). Zugleich bleibt Latour aber in einer eigenartigen Neutralität und politischen (Quasi-)Objektivität verhaftet und interessiert sich kaum dafür „wie eine ‚Quasisubjektivität‘ und eine ‚Quasiobjektivität‘ in all ihren körperlich-materiellen wie symbolisch-politischen Dimensionen – und vor allem für möglichst viele – hergestellt werden könnte“.¹⁹⁹ In seiner Ablehnung prä-existenter Kategorien des Sozialen scheint er auch die Wirksamkeit von Ein- und Ausschlüssen und die damit verbundene – aus den immanenten Produktionslogiken und Anwendungskontexten von Technoartefakten nicht erklärbare – Verteilung von Körpern, Chancen und Handlungsspielräumen *für alle* entlang der praktizierten (nicht präformierten) Kategorien *race*, *class*, *gender*, aber auch die hegemoniale Setzungs- und Beharrungsmacht von Institutionen zu vernachlässigen. Ein Hinweis, mit dem Donna Haraway in ihrer Interpretation von Shapin/Schaffer zugleich auch auf die Actor Network Theory repliziert.

2.1.3 Das wundervolle Bestiarium der Cyborgs

Die feministische Technikkritik und die Actor Network Theory haben lange Zeit durchaus kommensurable Konzepte von Technoartefakten entwickelt, ohne diese systematisch einer gegenseitigen Befragung und Bearbeitung zu unterziehen. In ihrem Text „Modest_Witness@Second_Millennium“²⁰⁰ unternimmt Donna Haraway einen solchen Abgleich der theoretischen Denkungsarten, der ein etwas anderes Licht auf die eben geschilderten Fragen der Versammlung bei Latour wirft. Haraway geht darin ebenso auf Shapin/Schaffers Studie der Hobbes-Boyle-Kontroverse ein wie auf

¹⁹⁸ Harrasser, S. 166

¹⁹⁹ ebd., S. 169

²⁰⁰ Haraway 1997, S. 23-48

weiterführende Fragen nach dem politischen Status und der Grenzen der Dingversammlungen, wie sie von der *ANT* vorgebracht wurden. Alle drei von Haraway zusammen diskutierten Rezeptionen - jene des „modest witness“ bei Boyle, die Hobbes-Boyle-Interpretation bei Shapin/Schaffer und die Versammlung bei Latour und anderen *science scholars* – werden von der Frage nach den Konsequenzen eines jeweils konstitutiven Ausschlusses von Frauen für das Wissenschaftsverständnis und der Frage nach Macht- und Geschlechterverhältnissen geleitet. Dabei fasst Haraway den „modest witness“ nicht nur als zentrale narrative Figur ihres Buches, rund um die sie ihr Programm einer „materialized refiguration“ von Subjekten, Objekten und Austauschverhältnissen in den *technosciences* entwickelt, sondern auch als einen Kollektor, rund um den sich unterschiedliche TeilnehmerInnen einer aktuellen Debatte versammeln.²⁰¹ Mit dieser Figur, deren Bedeutung sie analog zu Latour als die moderne Wissenschaft begründend liest, wurde die Wissenschaft als eine „culture of no culture“ verfasst, die ihre mächtigen männlichen Akteure systematisch zu unsichtbaren „Bauchrednern“ einer Objektwelt mache:

„He bears witness: he is objective; he guarantees the clarity and purity of objects. His subjectivity is his objectivity. His narratives have a magical power—they lose all trace of their history as stories, as products of partisan projects, as contestable representations, or as constructed documents in their potent capacity to define the facts.“²⁰²

Für Haraway ist Wissen in Orten und Praxen situiert, dessen (die eigene Genese verschleiende) Objektivierung gleiche einer illegitimen Entgrenzung lokaler Kontexte im Dienste der Begründung einer sozialen Ordnung. Auf einer Linie mit Latour sieht sie in der damit angelegten Trennung von ExpertInnen- und Laienwissen die „founding gesture of what we call modernity [and the] separation of the technical and the political“.²⁰³ Mit sozialer Ordnung ist bei Haraway nicht nur eine problematische Trennung von Politik und Wissenschaft angezeigt, die den komplexen Anforderungen moderner Technologie- und Ökologiepolitik nicht gerecht werden kann. Auch weigert sie sich, den Ausschluss von Frauen (und anderer am Wissensproduktionsprozess beteiligten Personen) bloß als ein prolongiertes, sozialhistorisches Legat für einen mit der Experimentalkultur neu entstehenden gesellschaftlichen Teilbereich zu fassen.

²⁰¹ ebd., S. 23

²⁰² ebd., S. 24

²⁰³ a.a.O.

Haraway fragt demgegenüber danach, wie mit der „specifically modern, European, masculine, scientific form of the virtue of modesty“²⁰⁴ ein Narrativ konfiguriert werden konnte, das mittels der neuen, objektiv-wissenschaftlichen Berichte (die den Fakten und Zeugen den Raum ihrer Existenz erst eröffneten) die „modernen“ Diskurse über Rasse, Klasse und Gender überhaupt ins Werk setzen konnte.²⁰⁵ Wider die Vorstellung einer bloßen Kontinuität des Ausschlusses bestimmter Gruppen als gängige historische Praxis zeigt Haraway, wie ein neuer kognitiver Heroismus – die geistige, nicht körperliche Tugend des Maßes – gegenüber einem vorherrschenden virilen Dezisionismus und seiner drohenden Denunziation des maßvollen Umgangs als genuin „weiblicher“ Eigenschaft des *haec vir*, erst durchgesetzt werden musste.²⁰⁶ Der „modest witness“ sei deshalb das von Boyle mitproduzierte Relais einer „historic conjunction of science and masculinity“, das in der Folge eminent wirksame Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit überhaupt erst hervorgebracht hätte. Haraway zeigt sich entsprechend empört, dass Shapin/Schaffer diese Dimension eines konstitutiven Ausschlusses, genauer die Frage, „whether and how precisely the world of scientific gentlemen was *instrumented* in both sustaining old and in crafting new ‚gendered‘ ways of life“²⁰⁷, völlig außer Acht lassen konnten. Denn, so Haraway, „the culture of science has not simply excluded women, it has been defined in defiance of women and their absence.“²⁰⁸ Die feministische Forschung spreche auch keinesfalls von kategorialen Setzungen des Sozialen, sondern von einem *gender-in-the-making*, das eine historisch kontingente, praktizierte Beziehung meint, nicht eine Kategorie oder Eigenschaft.²⁰⁹ Dem Latour von „Science in Action“, der sich bekanntlich den Mikropraktiken der Wissensproduktion auf die Fersen heftete, wirft Haraway umso mehr vor, den performativen Prozessen der Konstitution von geschlechterspezifischen Machteffekten gegenüber blind zu bleiben:

„This is a strange analytical aberration, to say the least, in a community of scholars who play games of epistemological chicken trying to beat each other in the game of showing how all the entities in technoscience are constituted *in* the action of knowledge

²⁰⁴ a.a.O.

²⁰⁵ ebd., S. 32

²⁰⁶ ebd. S. 29

²⁰⁷ ebd., S. 28

²⁰⁸ ebd., S. 29

²⁰⁹ a.a.O.

production, not *before* the action starts.“²¹⁰

Latour lehnt, wie zuvor geschildert, in seiner „neuen Soziologie“, die lange nach der Replik Haraways und einige freundliche Begegnungen der Beiden später erscheint, alle präformierten sozialen Beziehungen für seine Analyse emergenter Propositionen ab. Scheinbar gelten ihm die von vielen Kulturwissenschaften und der Technikkritik vorgebrachten, Differenzen performierenden Vektoren *race*, *class*, *gender* als dem alten Programm eines Externalismus zugehörend, wofür Haraway ihn kritisiert:

„Either critical scholars in antiracist, feminist cultural studies of science and technology have not been clear enough about racial formation, gender-in-the-making, the forging of class, and the discursive production of sexuality *through the constitutive practices of technoscience production themselves*, or the science scholars aren't reading or listening—or both.“²¹¹

Zugleich interessiert Latour sich hinsichtlich der neuen, ins Kollektiv einströmenden Akteure just für deren Potenzial, Differenzen zu entfalten. Das weist auf einen doppelten blinden Fleck in seiner Konzeption des sozialen Raums hin: Zum einen übersieht er, dass *race*, *class* und *gender* aus Narrativen bestehen, die allesamt dereinst die Produktionsstätten von Wissenschaftstreibenden (der unterschiedlichsten Disziplinen) verlassen haben, also bereits versammelte Entitäten und – wenn man so will – kursierende historische Wissensobjekte sind, deren Ablaufdatum bereits überschritten ist. Andererseits bahnen sich diese Persistenzen dennoch bis heute ihren Weg durch eine Vielzahl von Diskursen, Technologien und vor allem Institutionen, wo sie in bestimmten Praktiken und Routinen stets aufs Neue *re-enacted* werden und ihre Wirksamkeit performativ – nicht kategorial – behaupten. Doch bleibt damit bei Latour die Stellung der Institutionen, die historische Wirksamkeit von Aussagen und Diskursen ebenso vollends *vague* wie die Kategorien der eigenen Wissensproduktion (als Sedimente von Vergesellschaftungen). In welcher von wem einberufenen Versammlung sollte die protowissenschaftliche und vielfach institutionalisierte Beharrlichkeit von Diskursen der Geschlechterdifferenz heute neu verhandelt werden? Wenn ich darauf hingewiesen habe, dass die Konzeption der Gruppen (als erster Unbestimmtheit) bei

²¹⁰ a.a.O. – Die Debatte, auf die hier angespielt wird, beginnt mit einem gleichnamigen Text – „Epistemological Chicken“ – von Collins und Yearley; vgl. ebd., Fußnote 8 (S. 278)

²¹¹ ebd., S. 35

Latour ahistorisch sei, ist damit diese Leerstelle gemeint, die von der Affirmation des Versammelns als einem *social re-engineering* nicht überdeckt werden kann. Denn wenn das Erkenntnis- und Gestaltungsinteresse – ein wenig gleicht die *ANT* diesbezüglich den Apologeten der Innovation – immer nur den Emergenzen gilt, ist weder klar, wann, zu welchen Bedingungen, in wessen Namen und an welchen Orten ein „Parlament der Dinge“ einzuberufen ist, noch ist dieses dazu *designed*, bereits wirksame, historische Entitäten aus dem Verkehr zu ziehen. Das Versäumnis Latours liegt also darin, mit der Ablehnung angeblich prä-existenter Asymmetrien deren permanenter Neuversammlung keinerlei Augenmerk zu schenken. Oder hat die *ANT* jemals ernsthaft Fragen des identitätsspezifischen Ausschlusses in ihren Entfaltungen, für die sie sich ja als legitime Technikerin anbietet, mitversammelt? Vergleicht man Latours Konzept der Versammlung mit Foucaults Dispositiv, erweist sich letzteres als das weitaus feinere und mit längerem Atem ausgestattete Instrumentarium, dem Lauf der Dinge und seinen Sedimentierungen im Netz des Kollektivs zu folgen. Denn die *ANT* hat zugunsten einer Affirmation von Entscheidungsfähigkeit jene historische Dimension von Machteffekten völlig außer Acht gelassen, die in bestimmten Dispositiven – Diskursen, Technologien und Institutionen – schlichtweg weiter wirksam und dabei nicht immer sichtbar sind, solange ein Forum zur Neu-Versammlung (auf die sich die *ANT* programmatisch zurückzieht) aufgrund der Machtlosigkeit der Akteure nicht eingesetzt wird. Für die an Feminismus, post-colonial theory und den cultural und visual studies geschulte Haraway ist eine Analyse von Techno-Objekten, die gegen Ende des 20. Jahrhunderts vor allem aus den Life Sciences und den Informations- und Kommunikationstechnologien zunehmend in die Gesellschaft strömen, ohne ein Verständnis der mit ihnen „mitgelieferten“ Diskurse, Narrationen und Tropen unzureichend.²¹² Sie wirft Latour vor, mit seinen Schülern selbst der Struktur einer heroischen Aktion zu folgen: „For the Latour of *Science in Action* technoscience itself is war, the demiurge that makes and unmakes worlds“.²¹³ Denn die Frage nach dem Politischen, die Latour auf der Ebene der Versammlungen als letzte Schichtung seiner empirischen Metaphysik entwirft, mag in ihrer protojuristischen Entrücktheit von den realen Praxen der Politik den prekären Status der Quasi-Objektivität klug fassen, die Dimensionen einer Quasi-Subjektivität als jenem Ort, dem die politischen Erfahrungen der Benachteiligung oder des Ausschlusses entspringt, werden dadurch nur bedingt

²¹² siehe dazu die Kapitel zur Entstehung von Aussagen bei Foucault und den Inskriptionen bei Latour.

²¹³ Haraway 1997, S. 34

sichtbar. Haraway zitiert in diesem Zusammenhang Susan Leigh Star, die sich der Frage von Macht in Wissenschaft und Technologie von Standardisierungen her nähert, und danach fragt, wie einige von solchen technologischen Normierungen profitieren, während sie für andere Arbeit und Hindernisse produzieren. Star meint, „that it is both more analytically interesting and more politically just to begin with the question *cui bono*, than to begin with a celebration of the fact of human/non-human mingling“.²¹⁴

Für die mich hier beschäftigende Frage nach den theoretischen Zugängen zu den Zusammenhängen von wissenschaftlicher Materialität und politischer Öffentlichkeit sind die hier auftretenden Unterschiede mithin die interessantesten, wenn wohl auch nicht einfach zu klärenden. Der wesentlich stärker als Latour einem Projekt der Kritik verhafteten Haraway geht es um „a different kind of strong program in Science Studies“²¹⁵ mit der politischen Zielsetzung einer sozialen, informierteren und reflexiveren Gestaltung von technowissenschaftlichen Artefakten, die sich der theoretischen Unwägbarkeiten komplexer technosozialer Realitäten und fragmentierter Subjekte bewusst ist und dennoch auf eine „more adequate, self-critical technoscience committed to situated knowledges“ abzielt. Denn um einen Unterschied in der Welt machen zu können, ist die Geste der Versammlung von Unterschieden produzierenden Objekten kaum ausreichend. Dafür schlägt Haraway verschiedene Konzepte vor, mit denen eine „realistischere“ Objektivität verankert werden könne – v.a. jenes der „modest intervention“ von Sarah Harding als einer praktizierten Reflexivität anstelle einer unsichtbaren Objektivität.²¹⁶ Vor allem gelte es aber, Objekte wie Subjekte der Wissensproduktion als solche zu *verorten*²¹⁷, womit vor allem ein aufmerksames Spiel von Texten und Kontexten gemeint ist – was speziell für Fragen eines *situated knowledge* im musealen Zusammenhang einer bereits angesprochenen Dekontextualisierung umso schwieriger zu bewerkstelligen ist. In jedem Fall ist bei Haraway mit der Zuspitzung der Fragestellung eines *cui bono* von Forschung und Technologieentwicklung eine Weise der Kritik als möglich (und notwendig) gesetzt, mit der sie näher bei Foucault denn bei Latour ist, der die Kritik – vereinfacht gesagt – als denunziatorische Geste verabschiedet. Dabei ist ihr Konzept technologischer Artefakte

²¹⁴ ebd., S. 38

²¹⁵ ebd., S. 36

²¹⁶ a.a.O.

²¹⁷ im Original: „... must be located“, siehe ebd., S. 37

nicht weit von jenem Latours entfernt, wenngleich ihr Fokus weniger auf der Wissensproduktion und einer holistisch gedachten Einberufung deliberativer Foren zu ihrer politischen Verortung, sondern auf den Macht- und Körperwirkungen von Technologien in verschiedenen sozialen Kontexten liegt. Bei Foucault, dem Essentialismus oder fehlende Überwindung des Humanismus gewiss schwerlich nachgesagt werden können, war mit Kritik die Haltung eines ‚So nicht regiert werden Wollens‘²¹⁸ gemeint, mit der das Aufzeigen asymmetrischer Machtwirkungen und nicht ein Programm der Decouvrierung verschwörerischer Allianzen gemeint ist. Damit entsteht bei Foucault und Haraway die politische Artikulation stärker aus dem Raum einer verkörperten Quasi-Subjektivität, an der Latour aber – wie bereits geschildert – wenig Interesse zeigt. Bei ihr führt die Implosion von Subjekt und Objekt, von Natur und Kultur deshalb zu einer anderen *assemblage* von unsere Welt bevölkernden Dingen, die die „obligatory passage points, the embodiments and articulations, through which travellers must pass to get much of anywhere in the world“ bilden, nämlich eine „wonderful bestiary of cyborgs“.²¹⁹ Die Aufgabe der Forschung – und der Vermittlung? – ist es daher weniger, dem Weg der Inskriptionen zu folgen, als gegen die Deutungsmacht der technoscience und den von ihr mitgelieferten und in technopolitischen Diskursen wie in der Popularkultur kursierenden Narrativen und Tropen wie den heilsgeschichtlichen Phantasmen des Human-Genom-Projekts „in both material and semiotic senses“ maßvoll zu intervenieren.²²⁰ Für die einem Projekt der Kritik verpflichtete Frage des Berichtens von oder Erzählens über Forschung ist damit nicht weniger als der gewichtige Anspruch verbunden „[of] changing the stories“.²²¹

²¹⁸ vgl. Foucault 1992

²¹⁹ Haraway 1997, S. 43

²²⁰ vgl. ebd., S. 35 und 44 – Haraway beschreibt die Narrative des zur Jahrtausendwende öffentlich inszenierten Wettlaufs um die Entschlüsselung des menschlichen Genoms als eine Figur „in a salvation drama that promises the fulfillment and restoration of human nature“ (S. 44)

²²¹ ebd., S. 44

2.2 Vor-Version einer kulturellen Wende

2.2.1 Experimentalsysteme und epistemische Dinge

Bevor ich mich nun der von der Ethnologie beeinflussten Erforschung von Materialkulturen und damit verbundenen Konzeptionen von (epistemischen) Objekten zuwende, welche gegenwärtig in einer produktiven Konfrontation mit den aus der Wissenschaftsforschung stammenden Dingbegriffen weitere theoretische Kreise ziehen und bis in die außeruniversitären Diskurse von Sammlungen, Archiven und Museen der Wissenschafts- und Technikgeschichte vordringen, wo sie einen Verhandlungs- und Versammlungsort zweiter Ordnung vorfinden, möchte ich zu einer Deutung experimenteller Dinglichkeit zurückkehren, die stärker mit einigen Figuren, die ich zu Beginn meiner Arbeit anhand von Bachelard und Canguilhem geschildert habe, verbunden ist. Bei Foucault, Latour und Haraway waren verschiedene Einsätze der Frage nach dem Entstehen von Wissen in ihrem Verhältnis zu den machtvollen, politischen und ontologischen Gestaltungs- und Normierungsvermögen von Technophänomenen und -diskursen am Werk. Mit ihnen habe ich zu zeigen versucht, wie die Frage nach dem Status solcher – diskursiv und performativ in soziale und politische Räume und Praktiken eingespeister – Objekte in den letzten Jahren verschiedene theoretische Zugriffe provoziert hat und wie unterschiedlich der zwischen Wissenschaft und Gesellschaft aufgespannte Interferenzraum immer noch interpretiert wird. So wird bei Donna Haraway sichtbar, wo eine der Sollbruchstellen für die Kulturwissenschaften mit den inzwischen einflussreich gewordenen Science Studies angelegt ist. Letztere waren, ausgehend vom eingangs beschriebenen *practical turn* und einem Interesse für ein Science-in-the-Making als Absetzungsbewegung von Erkenntnistheorie und Wissenschaftsphilosophie aufgetaucht und haben damit auch die neuere Wissenschaftsgeschichte stark beeinflusst. Als Vertreter einer solchen bin ich Hans-Jörg Rheinberger zu Beginn dieser Arbeit ein Stück weit in seiner Interpretation Bachelards und Canguilhems gefolgt. Zugleich möchte ich nun zeigen, wie dieser – ausgehend von ähnlichen Fragestellungen zur Fabrikation wissenschaftlichen Wissens und der Produktion techno-szientifischer Objekte – mit dem Rückgriff auf vermeintlich „rein“ historiographische Frageweisen sowohl den Bedeutungs- wie auch den Handlungsraum, in dem diese Wissensdinge ihre Bahnen ziehen, außer Acht lässt. In

einer Art konstruktivistischer Überformung Bachelards kehrt Rheinberger nicht nur zu dessen chronikalem Fortschrittsprogramm einer Wissenschaftsgeschichte als Selbstaufklärung des – vorwiegend lebenswissenschaftlichen – Forschungssystems über sich selbst zurück. Er bietet mit seinen Konzepten der „epistemischen Dinge“, der „Experimentalsysteme“ und der daraus kondensierten, mit vergleichbaren materiellen Ensembles operierenden „Experimentalkulturen“, auch ein verführerisches Angebot für den Ausstellungsbetrieb an, dessen Kompetenz zur Kontextualisierung zeitgenössischer Forschung ich im Lichte der bisherig diskutierten Positionen aber in Frage stellen möchte.²²²

In seinem Verständnis des Forschungsprozesses ähnelt Rheinberger über weite Strecken dem Programm der frühen *Actor Network Theory*. Der gelernte Biologe und Philosoph, der als Übersetzer von Derrida (und anderen) arbeitete, nähert sich dem Labor von zwei Seiten: Zum einen geht es ihm darum, mit seiner naturwissenschaftlichen Kenntnis der modernen Lebenswissenschaften deren enorme Entwicklungen im 20. Jahrhundert fassbar zu machen, den technischen Plateaus der Laborsysteme, der biologischen Modellbildungen und der mit der Evolution des Gen-Begriffs verbundenen Konjunktur molekularbiologischer Forschungen einen kompetent recherchierten und weniger philosophisch-spekulativen Ausdruck zu verleihen.²²³ Zum anderen setzt Rheinberger an, sein eigenes wissenschaftshistorisches Projekt zu formulieren, das seinen Ausgang bei Derridas Konzept der „Schrift“ nahm.²²⁴ Er folgte zunächst Bruno Latour in seiner Analyse der Bedeutung von inskribierten Objekten für das soziale Band. Obgleich er in den „gigantischen Schreibmaschinen, die als Rechner die Forschungslabore vernetzen, Großprojekte koordinieren, wissenschaftliche und administrative Daten verwalten“²²⁵, die zentralen Akteure der industriellen Produktion ebenso wie der militärischen Kriegsmaschine sieht, beschränkt er sich in der Folge aber auf ein vergleichsweise enges historiographisches Programm: „Der Geschichtsschreibung und insbesondere auch der Wissenschaftsgeschichte ist aufgegeben, den lokalen Bedingungen solcher Genealogien auf den Grund zu kommen“.²²⁶ In der Folge entwickelt Rheinberger ein

²²² vgl. u.a. Rheinberger 2001

²²³ vgl. Rheinberger, H.J.: Die Evolution des Genbegriffs – Perspektiven der Molekularbiologie. In: Rheinberger 2006, S. 221-244

²²⁴ siehe Derrida, J.: *Grammatologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1974

²²⁵ Rheinberger 2005, S. 11

²²⁶ ebd., S. 15f.

vielfach rezipiertes Konzept historischer Experimentalsysteme, innerhalb derer er „epistemische Dinge“ und „technische Objekte“ unterscheidet, wobei letztere die Experimentalbedingungen für Erstere bilden. Latours Projekt nicht unähnlich, folgt er dabei dem Gedanken der Inskription, indem er das Auftauchen von Innovationen (die den Charakter des Unvorhersehbaren, Überraschenden haben) in einer Kette von Repräsentationen als einen Stabilisierungsprozess beschreibt, der zwischen einer als epistemisches Ding gefassten *différance* (als Verschiebung, Uneindeutigkeit, Spur) und einer gebahnten Differenz (von in Subroutinen als technische Objekte integrierten vormaligen Emergenzen) oszilliert:

„Dieses Paradox ist grundsätzlich nur deshalb auflösbar, weil die *Wechselwirkung* zwischen dem Wissenschaftsobjekt und den technischen Bedingungen ihrem Charakter nach nicht-technisch ist. Wissenschaftler sind ‚Bastler‘, nicht Ingenieure. Im Gegensatz zum Bereich des Technischen im engeren Sinne sind Forschungssysteme gebastelte Anordnungen, die nicht auf bloße Repetition hin angelegt sind, sondern auf das kontinuierliche Auftreten neuer, unerwarteter Ereignisse.“²²⁷

In seinen wissenschaftshistorischen Studien sowie deren methodischen Reflexionen erschließt Rheinberger alle wesentliche Konzepte der sozialkonstruktivistisch und praxeologisch vorgehenden Science Studies und integriert diese in sein Programm einer „Geschichte des Wissens“²²⁸: So hänge die Entwicklung von Wissenschaftsobjekten von deren Fähigkeit ab, eine *différance* zu bilden, die innerhalb bestimmter experimenteller *Settings* produktiv bleibt. Rheinberger bindet diesen Prozess der Differenzbildung und ihre Wiederholungen innerhalb der Laborpraxis nicht nur an das Programm seines Lehrers Derrida, sondern auch an Bachelards Idee einer „distribuierten Philosophie“ zurück. Die Frage der Repräsentation führt ihn zum in dieser Arbeit bereits mehrfach beschriebenen Problem der Translation, der Inskription sowie der Referenz, wie Latour sie im ‚Pedologen-Faden‘ diskutiert hatte, und sieht – wiederum mit Bachelard – in den modernen Wissenschaften eine „Epigraphie der Materie“ am Werk, bei der Wissenschaftsobjekte sich „aus Spuren und Graphemen in einem Repräsentationsraum“ zusammensetzen.²²⁹ In diesem Sinne ist die Materialität epistemischer Dinge wie bei Latour auch als Inskription zu begreifen: „Die Bewegung der Signifikation selbst, das

²²⁷ Rheinberger 1994, S. 409f.

²²⁸ ebd., S. 410

²²⁹ ebd., S. 413

Erzeugen von wissenschaftlichem Sinn und Unsinn, verwandelt jedes angenommene Signifikat – als Resultat einer strukturellen Notwendigkeit – immer wieder in einen Signifikanten“.²³⁰ Experimentalsysteme bilden denn auch den wesentlichen Referenzrahmen für Rheinbergers detailgenaue Untersuchungen der Zoologie, der Genetik, der Viursforschung und der Molekularbiologie. Sie bleiben jedoch im Rahmen der zeitgenössischen *big sciences* kaum jemals auf einzelne ForscherInnen-Gruppen beschränkt, sondern zirkulieren selbst in Netzwerken und Ensembles von Experimentalsystemen, die nicht nur von einer Standards und Laborgeräte produzierenden Forschungszulieferindustrie sondern auch von Konjunkturen und Bifurkationen geprägt sind, die den komplexen Forschungsprogrammen bei Bedarf neue Perspektiven und Frageweisen eröffnen. Damit zeigen sich ganze Ensembles von Experimentalsystemen, die als „Cluster von Materialien und Praktiken“ angesehen werden können, für die Rheinberger den Begriff der „Experimentalkulturen“ prägt. Für diese gelte, dass sie jeweils einen „bestimmten material bedingten Forschungsstil“ teilen.²³¹ Für die Historiographie liefert Rheinberger damit ein plausibles Konzept der Materialität, das von einer ersten Befragung der „Naturdinge“ bis tief in die Repräsentationspraxen der symbol-verarbeitenden, globalen Grundlagenforschung reicht. Aber was kann eine solche als zeithistorisch zu verstehende Wissenschaftsgeschichte oder „Epistemologie des Experiments“²³², die Rheinberger für eine Überwindung der Internalismus-/Externalismus-Debatte hält, für das Verständnis einer verwissenschaftlichten Gesellschaft beitragen? Übernimmt eine Sammlungs- und Ausstellungspraxis, die der kulturellen Formierung epistemischer Dinge und experimenteller Systeme als Experimentalkulturen – die auch als *communities of practice* hinreichend beschrieben wären – folgt, nicht jene impliziten Annahmen, die bereits (oder noch) bei Bachelard zu finden sind: Jener Teleologisierung einer auf systemische Selbstbeschreibung ausgerichteten Historiographie, die als konstruktivistisch revidierte Fortschrittsgeschichte immer noch Emergenz an Emergenz, Innovation an Innovation reiht, um darin den Fortgang eines kollaborativen Wissensprojektes *fernab von* aber stets *zugunsten* „der“ Gesellschaft zu identifizieren? Zwar liefert Rheinberger mit dem Hinweis auf den prekären Status und die notwendige Instabilität epistemischer Dinge einen brauchbaren, gegen die Schließung der

²³⁰ ebd., S. 414

²³¹ ebd., S. 416

²³² a.a.O.

Narrationen gerichteten, Hinweis für den musealen Umgang mit zeitgenössischer Forschung, aber fraglich bleibt, ob die „grundlegende Umorientierung des Blicks auf [den] eigentümlichen Betrieb“²³³ der Wissenschaften, in dem HistorikerInnen ein „Museum aufgegebener Systeme“²³⁴ vorfinden, dazu angetan ist, irgend etwas über die eminente soziale und politische Potenzialität von Forschung und über die Gebrauchs- und Verkörperungsweisen jener auszusagen, deren ontischen Raum sie produziert. Aus dieser Sicht vermag der exzellente Kenner der *Life Sciences* Rheinberger rezente Strömungen wissenschaftssoziologisch informiert zu historisieren. Aber die makrodynamische Selbstbeschreibung des Feldes der Wissensproduktion als – vage gefasste – „Kultur“ steht fern jener notwendigen Kontextualisierungsarbeit, die angesichts des sozialen Konstitutions- und Interventionspotenzials von Wissensobjekten in Fragen des Umgangs mit dem Körper und der *persona*, der Energie, des Klimas und der sozialen Ordnung überhaupt in der Lage ist, entscheidende Fragen und Problemlagen zu adressieren.

²³³ ebd., S. 408

²³⁴ ebd., S. 411

KAPITEL 3

Dingkulturen des Museums



*„Von der ersten Zelle bis zum Tod des Menschen“, Abteilung „Leben und Sterben“
des Deutschen Hygiene-Museums, Architektur: Gerhards & Glücker, Berlin,
Foto: David Brandt, Dresden*

„Was Dinge überhaupt sind und wieso sie etwas ‚bedeuten‘ können [...] ist fast eine Kinderfrage. [...] Noch immer nicht sind wir das Staunen losgeworden, wie spärlich die Forschungslage hinsichtlich der Dinge ist“

--- Hartmut Böhme

3.1 Materialkultur

3.1.1 Fetisch und Moderne

Im Jahr 2002 kommt es auf der Bühne des Zentrum für Kunst und Medientechnologien (ZKM) zu einem eigenartigen Zusammentreffen, das sich mit Donna Haraways Diktum von theoretischen Figuren als Kollektoren, rund um die sich unterschiedliche TeilnehmerInnen einer aktuellen Debatte versammeln, beschreiben lässt: Eine illustere Runde von – in Frankreich würde man sagen – Meisterdenkern lädt ein, im Rahmen eines internationalen Symposiums die neue Großausstellung des Hauses zu reflektieren: Hans Belting, Kunsthistoriker und Autor einer damals gerade aktuellen *Bild-Anthropologie*²³⁵; Bazon Brock, streitbare Figur der deutschen Kunsttheorie, Ausstellungsmacher und Begründer der *documenta*-Besucherschule; Peter Weibel, Aktionist, Ausstellungskurator und ZKM-Direktor; Peter Sloterdijk, in Karlsruhe wie im deutschen Fernsehen lehrender Philosoph und – last not least – Bruno Latour hatten ein prominent besetztes Podium – unter ihnen der von Marcel Duchamp beeinflusste Konzeptkünstler und „Erfinder“ des *white cubes*, Brian O’Doherty; W.J.T. Mitchell, prominentester Vertreter der *visual culture*; Jan Assmann, Ägyptologe und gemeinsam mit seiner Frau prononcierte Vertreter einer (in seinem Fall) religionswissenschaftlich inspirierten Gedächtnistheorie und eine Reihe weiterer (vorwiegend männlicher) Denker der Zeit – versammelt, um eine Ausstellung zu diskutieren und en passant das wissenschaftspolitische Programm einer interdisziplinären Bildwissenschaft auf die Agenda der deutschsprachigen akademischen Debatte zu setzen. Was aber war es, das dem soziologisch operierenden Bruno Latour eine derartige Bühne inmitten der glamourösen Kultur- und Kunstszene verschaffte? Was verbindet den naturwissenschaftlich interessierten Laboranthropologen mit byzantinistischen Kunsthistorikern und avantgardistischen Konzeptkünstlern? Anlässlich der Schau „Iconoclash“ diskutierte man Bilderkriege in Wissenschaft, Religion und Kunst.²³⁶ Die Brisanz des Themas bildete dabei gewiss auch die im Jahr zuvor vor den Augen einer

²³⁵ Belting, H.: *Bild-Anthropologie*. München: Fink 2001

²³⁶ vgl. die Ausstellungswebsite unter <http://www.iconoclash.de/> bzw. die Symposiumsseite unter [http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader\\$2691](http://on1.zkm.de/zkm/stories/storyReader$2691) (beide Zugriff am: 31.10.2008). Zur Ausstellung erschien ein umfangreicher Katalog – vgl. Latour, B. / Weibel, P.: *iconoclash. Beyond the Image Wars in Science, Religion and Art*. Karlsruhe: ZKM, 2002

telematischen Öffentlichkeit vollzogene Sprengung der 1.500 Jahre alten Buddha-Statuen in der afghanischen Provinz Bamian. Den „Kollektor“ dieser ungewöhnlichen Allianz lieferte allerdings ein anderes, aus der Ethnologie stammendes Konzept: der Fetisch. Er verbindet nicht nur Latours und Weibels erste mit ihrer zweiten, bereits erwähnten, Schau „Making Things Public“ im Jahr 2005. Er bildet auch das entscheidende *boundary object*, an dem sich neben den in Kapitel zwei geschilderten Science Studies auch die Ethnologie, Kunst- und Sammlungsgeschichte und in weiterer Folge die MuseumswissenschaftlerInnen wie AusstellungsmacherInnen abarbeiten. Woher kommt dieses (gemeinsame) Interesse an den Fetischen? Was erzählt uns die grassierende Begeisterung für Dinge? Und warum kommt es in den, über lange Jahre semiotisch und medientheoretisch geprägten, Kulturwissenschaften des deutschsprachigen Raumes zur Hinwendung zu einer Materialkultur – unter anderem jener der Wissenschaften? Kann – wie ich zu zeigen versucht habe – bei Donna Haraway und auch bei Hans-Jörg Rheinberger ein Versuch geortet werden, epistemische Dinge und Experimentalsysteme einer explizit kulturtheoretische Analyse zu unterziehen, tritt mit dem Fetisch eine weitere Zugriffsweise auf materiale Kultur auf den Plan, welche die Auseinandersetzung mit den Dingen zu einem umkämpften und produktiven Feld zeitgenössischer Kulturwissenschaften macht.

In seinem Buch *Fetischismus und Kultur* entwickelt Hartmut Böhme auf Basis detailreicher historischer Studien des Fetischismus eine Theorie einer *anderen* Moderne, indem er die – in der eingangs zitierten Ausstellung „Iconoclash“ diskutierte – Idolenertrümmerung einmal mehr als symptomatische Geste der Moderne analysiert.²³⁷ Ihm zufolge handelt es sich beim Fetischismus nicht sosehr um eine religiöse Praxis *anderer*, außereuropäischer Kulturen, sondern um eine genuin europäische, wissenschaftshistorische Frageweise, die einem „*cross cultural encounter* [...] als Zusammenstoß und eigenartige Vermischung der materiellen Kulturen zweier Kontinente“ entsprungen sei.²³⁸ Er rekonstruiert das Auftauchen des exotistischen Diskurses über Fetsche als Ergebnis eines nicht-reflexiven Feldzugangs früher Ethnologen und als Rückprojektion Angst besetzter Phantasmen des modernen Denkens: „Die rabiate Fetischkritik enthält einen hochmütigen, selbstverkennenden und kulturhegemonialen Impuls – und diese Züge haften den Fetischismuskonzepten bis

²³⁷ vgl. Böhme 2006

²³⁸ ebd., S. 182

heute an.“²³⁹ Die lange Zeit vorherrschende Lesart, wonach ein *primitives* fetischistisches Konzept von Weltaneignung niemals den Status eines rationalen, religiösen Gebäudes erreichen könne, verdeckt demnach den synkretistischen Ursprung des Fetischismus als einem von Beginn an euro-afrikanischen Konzept, das im Grunde ein bestimmtes Verhältnis von Subjektivität und Materialität, von Glauben und Wissen mit exotischen Vorstellungen des *Anderen* auflädt und deshalb mehr über die frühen Ethnographen selbst als über die untersuchten – und dabei immer beherrschten – Kulturen aussagt. Die Vorgeschichte der Ethnologie sei deshalb von einer mehrfachen Provokation durch den Fetisch gekennzeichnet: Einer religiösen, die aufgrund gängiger fetischistischer Praktiken im Katholizismus allerdings religionsspezifisch unterschiedlich gelesen wurde; einer ästhetischen, wonach die vorgefundenen Fetischsammlungen und -assemblagen als „wüste Materialität und Profanität“ wahrgenommen wurden; einer moralischen, die vom mal despotischen Dirigismus scheinbar unsteter Affekte, dann wieder von einer Furchtsamkeit gegenüber Zauber aller Art ausgelöst war; einer „dingtheoretischen“, die aus dem Befremden und der vielfach wahrgenommenen Groteske eines unverständlichen Umgangs mit Dingen hervorging; und einer „psychoanalytischen“, wonach die nicht decodierbare Affektivität gegenüber Dingen und Praktiken Afrika in der europäischen Lesart zu einem „wilden Schauplatz des Es“ und zum „Inbegriff einer Welt dunkel in sich kreisender Triebe“ gemacht habe.²⁴⁰ Erst spätere „Schreibtisch-Ethnologen“ wie Charles des Brosses machten aus dem Fetisch den Fetischismus, der ab 1800 nicht mehr nur von der Einteilung in Objektklassen sondern zunehmend vom Entwicklungsgedanken geprägt war und ihm erst dadurch zur einer *longue durée* der Geschichte verhelfen konnte:

„Brosses bildet dabei das Relais, welches den breiten Strom heterogenster Reiseberichte so umschaltet, dass weltweit gestreute magische, dynamistische, totemistische, zauberische, animistische Praktiken sämtlich unter den Titel des Fetischismus fallen können: Er ist Urquell aller primitiven und vernunftwidrigen Anfangsstufen des Religiösen.“²⁴¹

Der Fetischismus wird zunehmend als magisches Konzept wilden Bewusstseins und beispielsweise bei Fritz Schultze als archaische Objektbeziehung interpretiert, die nach

²³⁹ ebd., S. 185

²⁴⁰ ebd., S. 196ff.

²⁴¹ ebd., S. 203

dem „*Pars-pro-Toto*-Prinzip (Synekdoché)“²⁴² funktioniert und der durch das Ersetzen des „wertlosen“ Krimskrums durch „wertvolle“ westliche Gegenstände zunehmend eine merkantile Dimension eingeschrieben wird, obgleich bei Adolf Bastian auch ein ethnologisches Interesse „am sozialen Funktionieren des Fetischismus sichtbar wird, der nicht nur als Skandal des europäischen Ding- und Wertebewusstseins erhalten muss“.²⁴³ Bei Marcel Mauss, Aby Warburg, Ernst Cassirer und anderen rückt, wie Böhme zeigt, der Zusammenhang von magischer Welt und sozialer Praxis zunehmend in den Mittelpunkt des ethnologischen Interesses. Dabei ist eine Form, das „Mensch-Ding-Kollektiv“ zu denken, angezeigt, in der die *Pars-pro-Toto*-Beziehung nicht länger eine Unordnung oder eine primitive oder falsche Ordnung preis gibt sondern ein neues Nachdenken über die Erweiterung des Handlungsspielraums des Menschen auszulösen vermag, der aus Teilen das Ganze kreiert: „Magie ist nicht wirksam durch ein semiotisches Verweisen szenischer Elemente auf dahinter stehende (transzendente) Kräfte. Magisches Handeln heißt, dass im Vollzug magischer Praktiken die überalltäglichen Kräfte erzeugt werden.“²⁴⁴ Diente der Fetischismus der Ethnologie des 19. Jahrhunderts – wie Karl-Heinz Kohl in seiner Geschichte und Theorie sakraler Objekte schreibt – noch „als eine Art Residualkategorie, unter die sich all jene Vorstellungen und Kultpraktiken der ‚Primitiven‘ subsumieren ließen, die sich auf materielle Objekte bezogen“²⁴⁵, verlagert sich in der Ethnologie des 20. Jahrhunderts mit der beginnenden Einsicht in die „dirigierte wie dirigierende Kraft der Dinge“²⁴⁶ auch das exklusive Interesse an den Fetischen zugunsten weiterer, im Rahmen von Studien zur materiellen Kultur vorgefundener und klassifizierter magischer und sakraler Objekte. Zugleich wird mit der Anerkennung und Analyse einer Alltag und Gesellschaft strukturierenden, *praktizierten* Magie aber eine Dimension des Umgangs mit Dingen sichtbar, die durch die brachiale Trennung von Subjekt und Objekt in der europäischen Philosophie und Epistemologie – Latour, der dem Fetisch ebenfalls bereits in der „Hoffnung der Pandora“ eine Untersuchung gewidmet hatte, spricht von einer Zertrümmerung mit dem „Hammer“²⁴⁷ – verborgen wurde: Gemeint ist eine performative Struktur der Fetische, die über *agency* verfügen, kraft derer sie die in

²⁴² ebd., S. 190

²⁴³ ebd., S. 224

²⁴⁴ ebd., S. 235

²⁴⁵ Kohl 2003, S. 99

²⁴⁶ Böhme 2006., S. 237

²⁴⁷ vgl. Latour 2000, S. 331, 352

ihnen eingeschlossenen Mächte zugunsten einer alltäglichen Lebensführung ins Werk setzen. Mit diesen Kraftwirkungen tritt demnach eine Mächtigkeit von Dingen auf den Plan, die durch ihre modernistische Ausklammerung dennoch nichts an Wirksamkeit – lediglich an Sichtbarkeit – verloren hat, wie auch Aby Warburg, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine eigenständige Theorie von Bildpraxen, Kulturformen und Lebensstilen entwickelt hatte, betont. Er siedelt den Fetisch und das Totem im Bereich verleblichter Affekte an, denen er die semiotischen Typen *Bild/Symbol* und *Zeichen/Zahl* gegenüber stellt:

„Der *Fetisch* ist die im phobischen Reflex [einer ursprünglichen Angst gegenüber einer chaotischen Welt] entspringende Vergegenständlichung der Erregung [...]. Dem entspricht eine distanzlose ‚Reifikation‘ des Ich und eine absolute ‚Entifikation‘ des Objekts, d.h. dessen magische Animation. Das abstrakte *Zeichen* [...] konstituiert dagegen idealtypisch die Sphäre distanzierter Reflexivität, der selbstbezüglichen Zeichenprozesse ohne notwendige Verknüpfung mit Referenten sowie die abstrakte Welt der Mathematik. Zwischen diesen Polen dehnt sich die Schwingungsskala des *Bildes* und des *Symbols*.“²⁴⁸

Dennoch sieht Warburg in einer, wie Böhme betont, kulturpessimistischen Sicht in der technisierten Moderne auf tragische Weise sowohl den „Bildraum“ als auch den „Leibraum“ untergehen. Nicht so Böhme, der in der Folge in der (anhand der stalinistischen Architektur analysierten) politischen Idolatrie, im Warenfetischismus und in der Psychoanalyse eminent fetischistische Strategeme am Werk sieht, die geradezu konstitutiv für die Moderne seien – sowohl in der (totalitären) Entgrenzung der magischen Potenziale im real existierenden Sozialismus und im Faschismus als auch in der konstanten theoretischen Ausblendung der in modernen Fetischen und Idolen *in actu* „agierenden Signifikanten“.²⁴⁹ Ähnlich argumentiert auch Latour. Für ihn entstammt die ikonoklastische Geste der Zertrümmerung von Fetischen im Namen einer fetischisierten Vernunft der „radikalen Unterscheidung [...] zwischen Fakten (die niemand gemacht hat) und Fetischen (die völlig inexistenten Gegenstände sind, bloße Glaubensinhalte und innere Repräsentationen)“²⁵⁰. Der Bildersturm erfolgt durch Modernisten, die paradoxerweise die einzigen sind, die im Akt der Zerstörung an das

²⁴⁸ ebd., S. 243f.

²⁴⁹ ebd., S. 256

²⁵⁰ ebd., S. 340

glauben, was zu vernichten sie für notwendig erklären. In der Trennung von Fakt und Fetisch sieht Latour das gesamte Konzept der Fabrikation von „matters of facts“ im Labor, das ausschließlich unbelebte Dinge und Werkzeuge zurück gelassen habe, am Werk, denen die alltägliche wie wissenschaftliche Erfahrung ihrer Eigenwilligkeit und ihrer praktizierten Handlungsmacht zugleich immer abgesprochen werde.

„Und die anderen Kulturen können nicht einmal genau sagen, wann die Modernen am erschreckendsten sind: Wenn sie die Idole zermahlen und in Autodafés verbrennen? Oder wenn sie in aller Freiheit in ihren Laboratorien an Neuerungen arbeiten, ohne sich im mindesten um die Konsequenzen zu scheren?“²⁵¹

Mit den „*faitiches*“, einem Neologismus aus Fakt und Fetisch, der auf die Gemachtheit von Fakten ebenso wie von (Glaubens)Dingen hinweist, schlägt er ein Dingverständnis als „Theorie von Handlung und Beherrschung“²⁵² vor, das letztlich – ähnlich auch bei Böhme – die Grenzen von Glauben und Wissen verschiebt. Der Umgang mit Dingen sei, ob im Labor oder im Hantieren mit bedeutungsvollen (sakralen, geschichtsträchtigen, mit symbolischem Kapital versehenen) oder alltäglichen (funktionalen, technischen) Gegenständen, immer von einem Moment der Überraschung gekennzeichnet. Entgegen der überheblichen Vorstellung der Modernen, die „aus der Welt das Produkt der Gedanken und Einbildungen des Individuums“ machten, *wissen* wir nicht, was wir *tun*.²⁵³ Zieht man die Existenz objektiver Fakten oder eindeutiger *Referenten* erst einmal in Zweifel, gerät auch der Glaube an den (als falsch zu entlarvenden) Glauben ins Wanken und damit die gesamte von der Moderne negierte „lebendige“ Dinglichkeit: „Glaubensvorstellungen zu attackieren, wenn wir von den Gewissheiten der Wissenschaft unterstützt werden, ist eine Sache. Doch was sollen wir tun, wenn die Wissenschaft selbst zur Glaubensvorstellung wird?“²⁵⁴ Demgegenüber plädiert Latour für eine „praktische Metaphysik“ und rät zu einer neuen und heilsamen „Vorsicht!“ gegenüber den Dingen, insbesondere jenen, die dem Labor entspringen: „Die Stärke der *Faitiches* lag in der Artikulation von *Achtsamkeit* und *Öffentlichkeit*. Sie stellten offensichtlich klar, daß bei der Manipulation von Hybriden

²⁵¹ ebd., S. 343

²⁵² ebd., S. 344

²⁵³ ebd., S. 347

²⁵⁴ ebd., S. 353

Vorsicht geboten war“.²⁵⁵

Der Fetisch bildet also ein schillerndes *boundary object*, das an einer Nahstelle der seitens der Ethnologie sowie der Kulturwissenschaften schon länger stattfindenden Rezeption der Science Studies und der Wissenschaftsgeschichte (Latour, Rheinberger u.a.) produktiv wird. Die an der Materialkultur interessierte Ethnologie zog aufbauend auf die eigene lange Tradition des Umgangs mit materiellen Kulturen aus einer „epistemischen“ Umgangsweise Rückschlüsse auf alle Arten von manueller – handwerklicher oder bäuerlicher – Arbeit, „bei denen eine permanente Auseinandersetzung mit der materiellen Umwelt erforderlich ist“²⁵⁶, aber auch auf das, was man im breitesten Sinn als „kulturelle/soziale Praxis“ versteht: dazu gehören verschiedene Arten der Wissensaneignung ebenso wie soziale Fertigkeiten; die Anreicherung all dieser „Tätigkeiten“ mit einer epistemischen (Ding)Qualität erhöht in der Ethnologie die Aufmerksamkeit für die Rolle, die unbelebte Dinge (Bauten, Kommunikationsmaschinen etc.) selbst da spielen, wo sie vermeintlich nur den Rahmen „menschlicher“ Interaktion bilden. Wenn Praxeologie in der Wissenschaftstheorie heißt, den Praxen und sinnlichen Qualitäten der Wissensproduktion auf die Schliche zu kommen (Serres, Latour), dann ist die Erkenntnis der Kulturanthropologie, dass selbst in den banalsten Alltagshandlungen Wissen (z.B. in Form von Dingen mit ihren Skripten) steckt. In den Kulturwissenschaften hingegen wird Helmut Lethen zufolge das neue Interesse an den Dingen, das zugleich auch als „alte Frage“ der Evidenz aus der Zeit um 1900 interpretiert wird, als „Schwellensituation“ für eine bislang konstruktivistische Grundierung in den Kulturwissenschaften gelesen.²⁵⁷ Lethen interpretiert das Interesse an Dingen als einen Wunsch nach „Berührung mit Phänomenen diesseits aller medialen Kodierungen. Kurz: Wir wünschen mehr Wirklichkeit“²⁵⁸. Damit kehrt er zu einer vermeintlich stummen Ursprünglichkeit der Dinge und zu einer Sphäre von Wahrnehmung und Empfindung zurück, die – jedenfalls in den Science Studies – mit der Anerkennung der Handlungsfähigkeit von fabrizierten hybriden Objekten (ob Werkzeug oder Hochtechnologie) nicht unbedingt gemeint ist.

²⁵⁵ ebd., S. 354

²⁵⁶ Hahn 2005, S. 47

²⁵⁷ vgl. Lethen, H.: Auf der Schwelle. Die Kulturwissenschaften und ihr Wunsch nach der Selbstständigkeit der Dinge. In: IFK_perspectives, www.ifk.ac.at/publications__materials.html (Stand: 1.7.2008).

²⁵⁸ ebd., S. 3

Deshalb kann Lethen in einer lange Zeit verfeimten „Re-Ontologisierung“ auch ein Problem erkennen, dem sich die Kulturwissenschaften im Dienste einer Tuchfühlung mit Praxisfeldern zwar stellen sollten, allerdings scheint er dabei exakt jene Vorstellung einer Ontologie der Präsenz zu befördern, die nach Latour durch die moderne Trennung von menschlicher Erkenntnisfähigkeit und „toter“ Sachwelt eben erst hervorgebracht wurde. Demgegenüber fragt Latour, wie ein sowohl theoretisches als auch praktisches Verständnis der Dinge „ohne diese Abgrenzung zwischen epistemologischen und ontologischen Fragen“²⁵⁹, also ein liberaler Fetischismus (Böhme), möglich sei.

Damit befinden wir uns allerdings immer noch innerhalb der Grenzen einer akademischen Debatte, die über die Rezeption der neuen Dingkonzepte in Sammlungsgeschichte und Museologie in der Folge Eingang ins Museum findet. Dieses nochmalig Über-Setzen des Wissenschaftsobjekts „Dingtheorie“ erfolgt im Rahmen eines Nachdenkens über den Status musealer Objekte und der damit verbundenen Strategien ihrer Kontextualisierung und ihres Zeigens in der Öffentlichkeit. Waren die Zugriffsweisen bereits innerhalb der sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen heterogen, treten nun noch die spezifischen Rezeptions- und Verarbeitungsweisen von SammlungsleiterInnen, AusstellungsmacherInnen, KünstlerInnen und einem (aktiven) Publikum hinzu, auf die sich in der Folge die Produktion unterschiedlichster Dingbedeutungen und -erfahrungen verteilen wird. Ich möchte daher vorschlagen, das Museum in Hinblick auf die aktuellen Dingdebatten im Sinne Peter Galisons als eine „trading zone“²⁶⁰ zu verstehen. Galison hatte in seinen Untersuchungen der Materialkultur der Mikrophysik die Arenen gemeinsamer Praktiken der durch Theorien, Forschungsfragen und Jargons getrennten physikalischen Teilgebiete untersucht und dabei kaum inhaltliche Übereinstimmungen, dafür aber vielfältige Austauschverhältnisse vorgefunden, die mir für eine Konzeption des Museums als sozialen Verhandlungs- und Lernort in Bezug auf Fragen der Wissensproduktion in einem wörtlichen Sinn brauchbar erscheinen: „For in focusing on local coordination, not global meaning, I think one can understand the way engineers, experimenters, and theorists interact. At last I come to the connection between place, exchange, and knowledge production. But instead of looking at laboratories simply as the place where experimental information and strategies are generated, my concern is with the site–

²⁵⁹ Latour 2000, S. 348

²⁶⁰ vgl. Galison 1997, S. 781-844.

partly symbolic and partly spatial—where the local coordination between beliefs and action takes place.“²⁶¹

3.2 Über-Setzungen ins Museum

In den vergangenen Jahren haben nun verschiedene Ausstellungen versucht, einen neuen Blick auf Forschung, Wissenschaftsgeschichte und materielle – epistemische – Kulturen zu richten, der an einzelnen der bis hierher geschilderten Positionen orientiert ist. Diese unterscheiden sich zum Teil deutlich von traditionelleren Strategien des Zeigens und der Sammlung sowie von der auratischen Musealisierung von Objekten. In den abschließenden Kapiteln möchte ich deshalb danach fragen, wie in den Strategien der Musealisierung, des Sammelns und des Ausstellens – der Verräumlichung und Inszenierung von „Ding-Welten“²⁶² – unterschiedliche Dingkonzepte verarbeitet werden. Welche Strategien der Narration und Kuratierung, der Verkörperung von welchen Wissenstypen, der Gestaltung von *displays* und der Vermittlung, verstanden als Verhandlung mit den Aneignungsweisen des Publikums²⁶³, können im Museum als einem „Ort der Beobachtung zweiter Ordnung“²⁶⁴ zum Einsatz kommen? Können oder sollen Objekte aus Forschungs-, Lehr- oder Schausammlungen als „Museumsdinge“ Platz nehmen und was passiert mit (genuin flüchtigen) epistemischen Dingen, wenn sie aus dem Labor ins Museum wandern? Welche wissenschaftshistorischen und welche kulturwissenschaftlichen Dingkonzepte reiben sich derzeit mit Objektbegriffen des Museums? Und schließlich: Kann ihre zweite, zwischen Deponieren und Exponieren angesiedelte Existenz im „Himmel der Dinge – dem Museum“²⁶⁵ womöglich zugleich als Ideengeber für eine Historiographie der Wissenschaften oder eine Zeitgeschichte des Wissens dienen?

In meiner Untersuchung verlasse ich an dieser Stelle den Raum eines Diskurses, der den Regeln eines auf die Wissensproduktion qua organisierter Selbstkontrolle konfigurierten

²⁶¹ ebd., S. 783f.

²⁶² vgl. te Heesen / Lutz 2005

²⁶³ Zu diesbezüglichen Konzepten der kritischen Kunstvermittlung vgl. Jaschke, B. / Martinez-Turek, C. / Sternfeld, N. (Hg.): Wer spricht? Autorität und Autorschaft in Ausstellungen. Wien: Turia + Kant 2005 (= Ausstellungstheorie und Praxis 1)

²⁶⁴ vgl. Fehr 2000

²⁶⁵ Fehr 1996, zitiert nach Böhme 2006, S. 131

Betriebssystems Wissenschaft allein gehorcht und setze – meine Forschungsfrage und einige Überlegungen zum Verständnis von Dingen und Materialität weiterhin im Gepäck – in das Dispositiv des Museums über, dessen institutioneller Code nicht nach dem Prinzip wahr/falsch (sondern vielleicht Sammeln/Zeigen oder Alltag/Nicht-Alltag oder Erinnern/Vergessen) funktioniert. Dabei vermischen sich Diskurse und Praktiken auf vielfache Weise, weshalb ich diesen Akt der Über-Setzung nicht aus den Augen verlieren möchte, wenn in der Folge von Dingen und Objekten die Rede ist, die mit einem Mal einer ganz anderen Prüfung (durch eine andere *community* und durch ein Publikum) standhalten müssen, als dies noch in der – vergleichsweise exklusiven – literarischen Technologie wissenschaftlicher Berichte der Fall war. „The move from object to thing and back again is never an innocent affair“, schreibt die Kunstkritikerin Rikke Hansen, die den Theorien Latours in der Verarbeitung durch die zeitgenössische Kunst nachgeht.²⁶⁶ Die mit *back again* bezeichnete, nunmehr entscheidende Bewegung zeigt nicht sosehr ein diskursives Einholen der *Dinge* durch die eben erst problematisierten *Objekte* oder eine weitere Übersetzung im Sinne der bereits beschriebenen Inskriptionen, sondern eine Verschiebung und gleichzeitige Verschneidung der Frageweise in Richtung von Sammlungsobjekten und Exponaten an, aus deren Deponierung, Konservierung, Inventarisierung, (zunehmend) Digitalisierung, Erforschung, Exponierung und Vermittlung die Tätigkeit von Museen besteht. Den Wechsel des Referenzrahmens zu betonen ist geboten, weil in der (vorschnellen und vielfach nicht expliziten) Gleichsetzung „epistemischer Dinge“ und musealer Objekte zwar ein produktives Element, aber auch eine theoretische Schwäche liegt. Der berufliche Wechsel der Kunsthistorikerin Theodora Vischer macht die Linie, deren Überschreitung ich im Auge behalten möchte, sichtbar:

„Vor meiner Tätigkeit am Museum habe ich an der Universität geforscht und unterrichtet, daneben auch an mehreren Ausstellungsprojekten teilgenommen. In diesen Jahren standen die Arbeit im und am Archiv und die Vermittlung im Vordergrund, denn ohne sie gibt es keine Forschung und Lehre. Sammlungen erschienen, überspitzt gesagt, als willkommenes Angebot, als Anhäufung von Material, das der Lehre und Forschung dient. Mit dem Wechsel an die Öffentliche Kunstsammlung Basel, wo ich für das Museum für Gegenwartskunst verantwortlich bin, hat sich diese Gewichtung grundlegend geändert. Im Museum geht es zuerst um die Sammlung – die Sammlung als Konzept, als Projekt und besonders auch als lebendiges Gut, mit dem gearbeitet,

²⁶⁶ Hansen 2008, S. 17

das vermittelt, erforscht und gepflegt werden muß. Die Sammlung samt ihren Werken ist jetzt nicht mehr nur abstrakte Größe, mit der man beliebig im Kopf jonglieren kann. Vielmehr zeigt sich die Sammlung jetzt auch als konkrete Ansammlung von Gegenständen, die im Umgang mit ihnen Langsamkeit erfordert. Diese erzwungene Langsamkeit kann auf merkwürdige Weise wiederum das Nachdenken über die Werke und die Kunst beeinflussen.²⁶⁷

Dieser „langen Blick“ den auch Aleida Assman²⁶⁸ beschrieben hat und den der Volkskundler und Museumswissenschaftler Gottfried Korff im Sinne einer „Schule des Sehens“²⁶⁹ dem Museum als kulturelle Bildungskernkompetenz empfiehlt, führt bereits in den Grund legend anders, nämlich sinnlich organisierten Erkenntnis- und Vermittlungszusammenhang, mit welchem auch das als Wissensraum verstandene Museum in seiner gesamten synästhetischen Breite notwendigerweise operiert. Diese sowohl von den Kulturwissenschaften wie auch in traditionellen Strategien der Musealisierung mit teils vage formulierten Konzepten von Wahrnehmung und Erfahrung angesteuerte Dimension des Sinnlichen und des Ästhetischen ist für die Ding-Debatte in mehrerlei Hinsicht nicht unproblematisch. Am unmittelbarsten Einsatzort ethnologischer Frageweisen nach der materiellen Kultur – den völkerkundlichen Museen und kulturanthropologischen Sammlungen – zeigt sie sich als besondere Form des Aussortierens von (vormaligen) Alltagsgegenständen entlang eines exklusiven ästhetischen Programms: ihrer *Er-Hebung* zur „Kunst“.

²⁶⁷ Vischer 1999, S. 17 – Dazu zwei Randbemerkungen: Zum einen sei als Hinweis auf die mitunter „modische“ Struktur der „Dingkonjunktur“ die aktuelle Ausstellung des Baseler Kunstmuseums erwähnt, das gemeinsam mit dem von Vischer geleiteten Museum für Gegenwartskunst firmiert und sich unter dem Titel „Die Magie der Dinge“ noch bis 4. Jänner 2009 mit „Stillebenmalerei von 1500-1800“ beschäftigt. Ob Vischer mit dem beinahe namensgleichen Friedrich Theodor Vischer verwandt ist, ließ sich zum anderen leider nicht erkunden. Dieser hatte mit seinem berühmten Roman „Auch Einer“ sowie in seinen ästhetischen Schriften mit der „Tücke des Objekts“ nicht nur eine gegen das Erhabene bei Hegel u.a. gerichtete ästhetische Theorie entwickelt, sondern ein „geflügeltes Wort“ geschaffen, das u.a. auch als Titel- und Ideengeber für einige Ausstellungen und aktuelle Diskussionszusammenhänge zum Dingumgang und der Materialkultur fungiert – vgl. u.a. die gleichnamige Ausstellung des Museums für Gestaltung in Basel vom 23.3. bis 20.5. 1991 unter <http://www.museum-gestaltung-basel.ch/tuecke/tuecke4.htm> (Zugriff am: 31.10.2008), die eine poetische Definition der Tücke vorlegen: „Tückisch ist, wenn man Gebrauchsstücken von Gebrauchsstücken übersieht. Ob ein Objekt tückisch ist, hängt nicht zuletzt auch vom Ungeschick eines Subjekts ab: Der Pechvogel kennt nur heimtückische Dinge, der Glückspilz nur gehorsame, und der Artist jongliert mit beidem“; oder den Materialblog eines ebenfalls gleichnamigen Seminars am Institut für Ethnologie an der Universität Wien unter <http://materialanalyse.blogspot.com/>.

²⁶⁸ vgl. dazu Assman, A.: Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose. In: Gumbrecht, H. U. / Pfeifer, K. L. (Hg.): Materialität der Kommunikation, Frankfurt/M. 1988, S. 237-251

²⁶⁹ vgl. hierzu auch: Muttenthaler, R. / Wonisch, R.: Gesten des Zeigens. Zur Repräsentation von Gender und Race in Ausstellungen. Bielefeld: transcript Verlag 2006, S. 237-254

3.2.1 Der Kunst-Griff nach den fremden Dingen



Objektpräsentation in der Dauerausstellung des Musée du Quai Branly, Paris

Karl-Heinz Kohl, der mit seinem Buch „Die Macht der Dinge“²⁷⁰ neben Hartmut Böhme zu den einflussreichsten Autoren für die aktuelle kulturwissenschaftliche Diskussion der Materialkultur zählt, beschreibt in der 2007 erschienen ersten Ausgabe der „Zeitschrift für Kulturwissenschaften“²⁷¹ eine aktuelle Entwicklung völkerkundlicher Museen,

die sich einer solchen ästhetischen Qualität von ethnologischen Sammlungsobjekten verdankt. Am Beispiel des 2005 auf Initiative des französischen Staatspräsidenten Jacques Chirac gegründeten *Musée du Quai Branly* in Paris zeigt Kohl sowohl die kunsthistorische, ethnologische wie auch institutionengeschichtliche Genealogie einer aktuellen Transformation von Völkerkundemuseen von „Ghettos“ der Stammeskunst hin zu neuen Tempeln der Kulturindustrie. Das neue Museum an der Seine fasst als Kunstwerke vorgeführte Alltagsgegenstände aus Afrika, Asien, Ozeanien und den beiden Amerikas zusammen, wofür erst einmal zwei bestehende Sammlungen (das *Musée des Arts d’Afrique et d’Océanie* und das *Musée de l’Homme*) aufgelöst werden mussten. Seit nunmehr drei Jahren werden die „wertvollsten“ Objekte dieser Sammlungen in einer völlig neuen Zusammenstellung unter dem Titel Kunstmuseum und innerhalb einer vielfach beachteten Museumsarchitektur – was die BesucherInnen-Zahlen anlangt höchst erfolgreich – gezeigt. Dies ist in mehrerlei Hinsicht bemerkenswert: Zum einen handelt es sich sowohl beim hier zur Anwendung kommenden Kunstbegriff um eine genuin europäische Schöpfung. „Die Entstehung des neuzeitlichen Kunstbegriffs und die mit ihm verbundenen Phänomene wie das Sammeln von Kunst, der Kunstmarkt, die Existenz von Kunstexperten und selbst das Fälschen von Kunstwerken“²⁷² stellt eine historische Sonderentwicklung dar. Die Anerkennung außereuropäischer Kunst beruht also in gewissem Maße – ähnlich wie beim

²⁷⁰ Kohl 2003

²⁷¹ Frank, M. C. / Gockel, B. / Hauschild, T. / Kimmich, D. / Mahlke, K. (Hg.): *Fremde Dinge*. In: Hauschild, T. / Musner, L.: *ZfK – Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, I/2007, Bielefeld: transcript Verlag 2007

²⁷² Kohl 2007, S. 19

Fetischismus – auf einer (abermaligen) Projektion, die das eurozentristische Verhältnis zu außereuropäischen Kulturen zugleich überwindet und bestätigt. Denn zum anderen zeigt Kohl, dass die westliche Kunstavantgarde bereits seit den Surrealisten auf nicht-westliche Kunstformen als dem „imaginären Gegenpol“ und dem vermeintlich Ursprünglichen zurückgreife – der gänzliche Ausschluss dieser Positionen geht auf einen ahistorischen Blick auf die gezeigten Artefakte zurück und hält die Trennung von westlicher und nicht-westlicher Kunst zugleich weiterhin aufrecht. Zu einer Zusammenlegung westlicher und außereuropäischer Kunst war es anderswo allerdings bereits im Jahr 1982 gekommen, als der damalige Gouverneur und spätere Vizepräsident Nelson Rockefeller seinem verstorbenen Sohn Michael, der als Ethnologe gearbeitet hatte, einen Flügel im New Yorker *Metropolitan Museum of Art* widmen ließ. Interessanterweise waren es in beiden Fällen politische Akteure, die den entscheidenden Anstoß für die Neugründung von Museen bzw. die Neupositionierung von Sammlungen gegeben hatten. Auch in Berlin befindet sich die Gründung eines neuen Hauses, das dem „fremden Blick“ auf die außereuropäische Welt“ gewidmet ist, in Vorbereitung: Das *Humboldt Forum*, das in Person der beiden Humboldt-Brüder ein spezifisch deutsches Meta-Narrativ für die kritische Bearbeitung der neuzeitlichen „Weltvermessung“ in der Fremde und den zeitgleichen Aufbau einer humanistischen Bildungsorganisation „daheim“ anbieten kann, ist als Zusammenarbeit des *Staatlichen Museums zu Berlin*, der *Landesbibliothek Berlin* und der *Humboldt Universität zu Berlin* geplant und soll der Idee einer „Freistätte für Kunst und Wissenschaft“ folgen.²⁷³ Das eigentümliche – nicht nur kunsthistorisch, sammlungs- und gedächtnispolitisch sondern auch hinsichtlich des Museumsmarketings interessante – *re-framing* völkerkundlicher Sammlungen als Kunst stellt nicht nur an die Völkerkundemuseen mit ihren verbliebenen Sammlungen aus wenig publikumswirksamen Waffen und Alltagsgegenständen (dem ästhetisch kaum relevanten Rest nach dem Zu-Griff durch den *Blockbuster* produzierenden Kunstbetrieb) existenzielle Herausforderungen. Es weist einer bestimmten Klasse von Artefakten einen besonderen Status zu, der letztlich nicht ding-theoretisch sondern nur kunstsoziologisch oder ästhetisch zu erklären ist: So erhalten die gezeigten Kunstwerke, sofern sie über eine bestimmte „Originalität“ und

²⁷³ vgl. <http://www.humboldt-forum.de/> (Zugriff am: 31.10.2008) - Damit sollen jedoch keine Schlüsse auf die noch nicht bekannte Art der Präsentation von Objekten im *Humboldt Forum* gezogen werden, das sich immerhin als ein Begegnungsort von Wissenschaft und Kunst versteht, es soll lediglich auf die aktuell stattfindenden sammlungs-, museums- und geschichtspolitisch relevanten Neugründungen und Zusammenlegungen hingewiesen werden, die sich den massiven Veränderungen in Museumskonzepten und -landschaften der vergangenen Jahre verdanken.

„ästhetische Qualität“ verfügen, „ihren permanenten Rang in der hierarchischen Ordnung der Dinge letztlich durch den Ort ihrer Aufbewahrung und Zurschaustellung“.²⁷⁴ Damit fällt die Kuratierungsstrategie aber zugleich hinter die aktuelle Kunsttheorie und die von ihr seit geraumer Zeit betriebene Institutionenkritik weit zurück. Was bedeutet diese quer durch historische Sammlungsbestände verlaufende Aussortierung für die Frage nach den Zeigestrategien und unterschiedlichen Öffentlichkeiten? Können wir darin einen Hinweis auf ein Auseinanderfallen von ästhetischen gegenüber epistemischen Zugriffsweisen auf Dinge erkennen? Kohls Artikel, der im Grunde die Krise der in einer Tradition der Wissenschaftspopularisierung stehenden Völkerkundemuseen problematisiert, die ihr „Monopol auf die Darstellung des Exotischen“²⁷⁵ zu verlieren drohen (oder dies bereits getan haben), endet vor der Eröffnung des *Musée du Quai Branly*. In der Zwischenzeit sind über die darin zum Einsatz kommenden Strategien der Präsentation, die die Auratisierung der Objekte und der Räume durch Lichtsetzung, Inszenierung und ein völliges Fehlen von Objekt- und Raumtexten (zugunsten eines Katalogs) geradezu perfektionierten, teils heftige Diskussionen entbrannt. Zwei Aspekte sind hierbei von besonderem Interesse: Zum einen sind mit einer nach formal-ästhetischen Überlegungen (wie z.B. einer Theorie der „Migration der Form“²⁷⁶, wie sie auch von der documenta12 propagiert wurde) erfolgten, räumlichen Aufteilung und gegenständlichen Präsentation der Dauerausstellung gängige museale, sammlungs- und wissenschaftshistorische Ordnungssysteme und Klassifikationsweisen sowie damit verknüpfte Strategien des Zeigens in bislang dem Zweck einer pädagogisierenden Wissenskommunikation dienenden „Museographien“²⁷⁷ in Frage gestellt worden. Zum anderen tritt an deren Stelle vielfach die Affirmation eines ästhetischen „Eigensinns der Dinge“ durch Inszenierungen, die sich nicht nur die – beinahe schon gängigen – Fragen nach dem auratisierten Charakter von Exponaten sondern auch nach einer möglichen Re-Fetischisierung „exotischer“ Objekte – also nach ihrem, einem Blick auf das Fremde geschuldeten, magischen Charakter – gefallen lassen muss.

²⁷⁴ Kohl 2007, S. 21

²⁷⁵ ebd., S. 23

²⁷⁶ vgl. <http://www.documenta12.de/leitmotive.html> (Zugriff am: 31.10.2008)

²⁷⁷ Korff 2002/2007, S. XX – Korff interpretiert die „kulturwissenschaftliche Ausstellung“ als bildhafte Erzählung und grenzt eine solche „Museographie“ entschieden vom weit verbreiteten Konzept der „Szenographie“ ab, die nicht vom musealen Objekt sondern vom Raum als Szene ausgeht, die Korff aber im Kontext der Eventisierung und Spektakularisierung von Ausstellungen sehr kritisch beurteilt.

3.2.2 Strategien des Zeigens zwischen Ästhetisierung und Ontologisierung

Michael Fehr, langjähriger Direktor des Karl Ernst Osthaus-Museums in Hagen, das er im Kontext zeitgenössischer Kunst als eine Art Museum des Museums führte, sieht in der gegenwärtig Platz greifenden Musealisierung einer der „Wirkungsmacht der Zentralperspektive“ vergleichbare „universelle Technologie“ am Werk.²⁷⁸ Auch Gottfried Korff zufolge hat das Museum der Universität das Primat der Wissenskommunikation abgenommen und befindet sich fünfundzwanzig Jahre nach dem in den 80er Jahren beginnenden Museumsboom heute zugleich in einer neuen Auseinandersetzung mit den (Ding)Wissenschaften und mit einem weit verbreiteten Konzept von Museum als Ausstellungsmedium, das als „*aisthesis*, als Form der sinnlichen Erkenntnis“ funktioniere.²⁷⁹ In deren Zentrum steht das museale Objekt, bei dem es sich um „expositorische Bauelemente erster Ordnung [handelt], die den gestalteten Raum verlangen [...], um die aus ihren ursprünglichen Kontexten gerissenen Dinge zu re-semiotisieren“.²⁸⁰ Korff, der mit der „Gestaltung einer ding- und körperhaft organisierten Merkwelt“²⁸¹ an einem pädagogischen Konzept von Erklärausstellungen festhält und damit den (produktiven) Rezeptionsweisen des Publikums kaum Aufmerksamkeit schenkt, sieht in der universitären Dingforschung – neben der Erlebnisorientierung und der Frage der Popularisierung – das zentrale aktuelle Problemfeld der Museen und fordert eine neue „Theorie des Erzählens, des Darstellens mit Dingen“.²⁸² Damit behandle er, wie Fehr kritisiert, Exponate aber nicht als „für eine Anschauung gemachte Objekte, also mehr oder weniger autonome Kunstwerke, sondern [als] Dokumente“.²⁸³ Mit Rückgriff auf Michel Foucaults „Archäologie des Wissens“ möchte ich der Binarität museales Objekt/Kunstwerk vs. Dokument eine Konzeption räumlicher Assemblagen als *Monumente* gegenüber stellen, die den „Diskurs als Objekt“ in ihrer Rätselhaftigkeit und in der Schwebelage bleibend *errichten*. Dabei steht die Auratisierung des Objektes, das – wie wir gesehen haben – bei Foucault wie in der Wissenschaftsforschung nicht zwingend gegenständlich gedacht ist, keinesfalls im Vordergrund. Auch scheint die vermeintlich der Dekontextualisierung und

²⁷⁸ Fehr 2000, S. 2

²⁷⁹ Korff 2002/2007, S. XII

²⁸⁰ ebd., S. XIV

²⁸¹ a.a.O.

²⁸² ebd., S. XVII

²⁸³ Fehr 2000, S. 2

anschließenden Re-Semiotisierung der Dinge geschuldete Aura und Authentizität vielmehr von der Sakralisierung der Exponate (als historische Zeichen) und des musealen Raums (als Kulturtempel, als *white cube*) selbst auszugehen, wie zeitgenössische, auf *Niederschwelligkeit* angelegte künstlerische Arbeiten im öffentlichen Raum zeigen. Die Frage, die an der bereits bei Lethen geschilderten Rezeption und Diskussion des Dingbegriffs in den Kulturwissenschaften anknüpft und im Medium der Ausstellung weitere Relevanz erhält, lautet aber: Wie kann es in Bezug auf epistemische Dinge eine ästhetische oder sinnliche Erkenntnis geben, ohne diese als stumme Faktizitäten zu reontologisieren? Dafür scheint mir das (ausschließlich oder vorwiegend) in seinem Eigensinn inszenierte Objekt weniger brauchbar, als die Verfahren zeitgenössischer Kunstproduktion, die „in ihren Erkenntnispotentialen“ zunehmend relevant werden.²⁸⁴ Denn um die fragilen Ontologien instabiler und ohne die *deiktische* Geste des Bedeutens nicht unmittelbar gegebener Quasi-Objekte zum Sprechen zu bringen, ist ein Begriff von Ästhetik, der auf das Schöne rekurriert und sich damit auch von moderner Kunstpraxis abgrenzt, unzureichend. Vielmehr bedarf es neuer *displays* für die Wissensproduktion, die Ausstellen selbst als eine kulturelle Praxis der Gestaltung und Diskussion eines Medienverbunds begreifen und die eigenen Ordnungen und Symbolisierungen immer mit reflektieren, ja mit ausstellen²⁸⁵. Insofern plädiere ich mit Latour für eine Ästhetik der Referenz und Relevanz – Latour spricht von einer „Ästhetik der ‚matters-of-concern‘“²⁸⁶ – anstelle des Abfeierns einer stummen Materie. Um bei einem in Kapitel 2 geschilderten Beispiel zu bleiben, gilt es den materialen Inskriptionen des „nassen Walds“ (oder des Ozonlochs, oder der

²⁸⁴ Frank, M. C. / Gockel, B. / Hauschild, T. / Kimmich, D. / Mahlke, K.: Fremde Dinge – Zur Einführung. In: Hauschild, T. / Musner, L.: 2007, S. 10f. – Auch hier fokussiert die Argumentation (1) stark auf die deutsche Wissenschafts- und Kunstgeschichte als treibende Kräfte der Dingdebatte und (2) geht damit eine Lesart einher, die hinter einige der diskutierten Positionen zurückfällt. Dies gilt insbesondere dort, wo das „Zeichensystem“ Ding als durch seine „Materialität, Form und Funktion [...] für Affekt- und Symbolaufladungen bedeutsam“ erachtet und quasi auf Zuruf ein Jenseits dieser Zeichenhaftigkeit errichtet wird, das in Folge nur sensualistisch und abermals von einem (konstruktivistischen) Subjekt her erfasst werden kann. Damit verdankt sich hier auch die Rede von der Wahrnehmung einem in der Wissenschaftsforschung jedenfalls Grund legend anders diskutierten Ding-Begriff, der reduziert und umgedeutet wird und in Folge dessen in der musealen Fetischisierung eines Eigensinns der Dinge jene Anthropomorphismen und Positivismen produziert, die eine Kulturwissenschaft bis vor kurzem noch als naiv gebrandmarkt hätte.

²⁸⁵ Als ein solches Unterfangen der Ausstellung der Ausstellung hat sich über weite Strecken auch die heurige „5. berlin biennale für zeitgenössische kunst“ von 5.4.-15.6.2008 verstanden. Ein Team von „AgentInnen (*Secret Service*)“ versuchte, „präzise Begegnungen zwischen den BesucherInnen und den künstlerischen Arbeiten“ zu organisieren – siehe hierzu: <http://bb5.berlinbiennial.de/> (Zugriff am: 31.10.2008); vgl. weiters: MacDonald, S. (Hg.): *The Politics of Display*. Museums, Science, Culture. New York: Routledge 1998

²⁸⁶ Latour 2005, S. 23 – siehe auch Kapitel 3.2.4

Finanzkrise) und nicht einer von Seiten der Theorie phantasierten Affektaufladung der nassen Erde im Modus einer synästhetischen Wahrnehmung zu folgen. Ein solcher Rückzug auf eine sinnliche Erfahrung ist immer gefährdet, einem *Realismus* des Dings anheim zu fallen, anstelle eine Vorstellung von handlungsmächtiger Materialität (wie sie mit epistemischen Dingen und *Faitiches* eben gemeint ist) und ihres sozialen und politischen Potenzials *realistischer* zu vermitteln und zu diskutieren. Auch Anke te Heesen spricht deshalb in Bezug auf gängige Formeln der materialen Kultur davon, dass „die Sammlungsgeschichte etwas Abstand von der Bezugnahme auf die bloße Ästhetik der Objekte nehmen“²⁸⁷ muss.

Die interdisziplinäre Diskussion des Dingbegriffs hält hier im Spannungsfeld von Ontologisierung und Ästhetisierung aufgrund ihres – dem naturwissenschaftlichen Modell vergleichbaren – Modellcharakters eine Vielzahl von Tücken und begrifflichen Unschärfen parat, die an dieser Stelle nicht geklärt werden können. Für die – eminent politische – Darstellung von Wissenschaft in der Öffentlichkeit gilt es in jedem Fall den epistemischen Charakter zwischen so unterschiedlichen Strategien wie der forcierten Auratisierung, der „Merkwelt“ (Korff) und der „Gedankenausstellung“ (Latour)²⁸⁸ beizubehalten. In Zusammenhang mit einer solcherart verstandenen Geschichte des Wissens enthält eine ganz andere Version einer Ästhetik von Erkenntnis brauchbare Hinweise für eine Ausstellungspraxis parat: jene einer ‚Poetologie des Wissens‘, wie Joseph Vogl sie beschreibt:

„Eine Geschichte des Wissens schreibt also keine Geschichte der wissenschaftlichen Gegenstände und Referenten, sondern führt Problematisierungsweisen dessen vor, was man Wahrheit oder Erkenntnis nennen könnte. [...] Sie umschließt vielmehr eine poetologische Dimension, die [...] das Auftauchen neuer Wissensobjekte und Erkenntnisbereiche zugleich als Form ihrer Inszenierung begreift. Sie folgt der These, daß jede Wissensordnung bestimmte Repräsentationsweisen ausbildet und privilegiert, und sie interessiert sich demnach für die Regeln und Verfahren, nach denen sich ein Äußerungszusammenhang ausbildet und abschließt und die Darstellungen diktiert, in denen er seine performative Kraft sichert.“²⁸⁹

²⁸⁷ te Heesen 2001, S. 12

²⁸⁸ Latour 2005, S. 31

²⁸⁹ Vogl 1999, S. 13

Den „theatralen Kern des Wissens“, seine sinnliche Organisation und seine „Wahrheitsspiele“ anhand relevanter Fragen und Probleme freizulegen²⁹⁰, stellt die repräsentierende Praxis des Ausstellens (und Vermittelns) vor die Aufgabe einer sorgfältigen und kommunizierten Reflexion ihrer eigenen Strategien unter Beibehaltung des Kontakts mit BesucherInnen – ein schwieriges Unterfangen, das drei Ausstellungen der vergangenen Jahre, die ich zum Schluss dieser Untersuchung noch zur Diskussion einiger Positionen anführen möchte, in unterschiedlichem Ausmaß und auf je eigene Art und Weise leisten.

3.2.3 Kollektion und Kollektiv



Universitätsbibliothek Tübingen 2007,
Foto: Candida Höfer

Einem listigen Objekt einer „räumenden Praxis“ widmet die Museumswissenschaftlerin Anke te Heesen im Herbst 2007 eine ungewöhnliche, kleine Ausstellung in einem zur Tübinger Universität gehörenden ehemaligen Hausmeistergebäude: Unter dem Titel „auf/zu“ unterzieht te Heesen den „*Schrank in den Wissenschaften*“ als „Teil der materiellen Kultur der Universität“ einer kulturwissenschaftlich-wissenschaftshistorischen Reflexion.²⁹¹ An dem erst kurz davor verlassenem und noch spürbar „belebten“ Ort, der auf zwei Stockwerken und einem kleinen Dachgeschoß zuvor als Wohnung gedient hatte – er wurde von den umsichtigen AusstellungsgestalterInnen auch lediglich mit einer Stofftapete ausgekleidet und von den Spuren seiner Behausung entledigt –, platziert te Heesen gemeinsam mit der akademischen Oberrätin und Leiterin der Graphischen Sammlung am Kunsthistorischen Institut, Anette Michels, eine Reihe von Schränken aus den Universitätsbeständen, die zuvor umfassend erfasst, dokumentiert und zum Teil

²⁹⁰ ebd., S. 14

²⁹¹ te Heesen, A. / Michels, A.: Der Schrank als wissenschaftlicher Apparat. In: te Heesen / Michels 2008, S. 10ff. – vgl. die Ausstellung „auf/zu. Der Schrank in den Wissenschaften“, 24.10.2007-15.2.2008 an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen

erforscht wurden. Basis der Ausstellung bildeten sogenannte „Schrankbiografien“²⁹², die in Form von Formularen, mit Hilfe derer sie erfasst wurden und denen ein Polaroid-Foto des jeweiligen Möbels beigelegt war, auch selbst Teil der Ausstellung wurden. Im Gegensatz zu anderen Möbelausstellungen, in denen einzelne Stücke zumeist nach Klassifikationskriterien geordnet, in großen Mengen gezeigt werden (was auch einige der BesucherInnen, wie te Heesen berichtet, erwartet hatten), werden auf der kaum 200m² umfassenden Ausstellungsfläche einige ausgewählte Stücke gezeigt, die nicht nur ihre Geschichte sondern darüber hinaus von den ihnen eingeschriebenen Ordnungssystemen, die sie für bestimmte wissenschaftliche Praxen bildeten oder in die sie eingewoben waren, von Erkenntnisfragen, Sammlungs- und Verwendungsweisen. So entwickelte te Heesen in der Ausstellung eine Typologie, die im Wesentlichen in *Zeigemöbel* (zumeist Vitrinen, mit denen zugleich auch ein traditionell museales Zeigebehältnis erfunden war), *Schließmöbel* (deren Zugang in einigen Fällen nur durch ein Vier-Augen-Prinzip zwischen Rektorat und einer weiteren zuständigen Person gewährt werden konnte) und *Ordnungsmöbel* unterscheidet. Mit der „entscheidenden Entwicklungsstufe in der Schrankmorphologie“²⁹³ in der Renaissance, in der mit der Figur des Sammlers auch die Kunst- und Wunderkammern ihre Blütezeit erlebten und die Ausbildung des Sammlungswesen entscheidend beeinflussten, legt te Heesen einen explizit kultur- und wissenschaftshistorischen Faden in Bezug auf den der Ausstellung zugrunde liegenden Zusammenhang von die Sammlungsgeschichte prägenden Ordnungsvorstellungen und in den Möbeln materialisierten Wissenssystemen aus. Andere Schränke wiederum berichten vom Übergang zur Experimentalkultur der Moderne und den *big sciences*, in denen zunehmend technisierte Präparate (wie Augenschnitte) von modularen, industriell produzierten Labor(möbel)systemen verwahrt und organisiert wurden, die selbst Teil von Normierungs- und Standardisierungsprozessen im Dienste einer global agierenden, um vergleichbare Standards und Qualitätskontrolle bemühten Forschung und Medizin waren. Vergleichbar den heutigen kollaborativen Datenbanken bildeten die Präparate und die sie organisierenden Möbel neuartige – mit Rheinberger gesprochen – technische Dinge, die das Auftauchen neuer epistemischer Dinge im Zuge der Serialisierung und Routinisierung wesentlicher Wissensproduktionsprozesse ermöglichen sollten.

²⁹² Zur Biographie wissenschaftlicher Objekte vgl.: Daston, L. (Hg.): *Biographies of Scientific Objects*. Chicago: The University of Chicago Press 2000

²⁹³ te Heesen, A.: Vom Einräumen der Erkenntnis. In: te Heesen / Michels 2008, S. 90

Kontrastiert wurde die Ausstellung mit Fotoarbeiten dreier junger KünstlerInnen und FotografInnen (Simone Dermandt, Matthias Winzen und Candida Höfer), die den von Ordnungssystemen und rätselhaften Dingen geprägten Schränken und Räumen ungewohnte – v.a. architekturfotografische – Perspektiven abgewinnen konnten. Te Heesen, die über sieben Jahre am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin in unmittelbarer Nähe von prägenden WissenschaftshistorikerInnen wie Lorraine Daston oder dem hier ausführlicher vorgestellten Hans-Jörg Rheinberger gearbeitet hatte und, noch bevor sie im Jahr 2008 eine Professur für empirische Kulturwissenschaft/Museumswissenschaft an der Universität Tübingen antrat, die Leitung und den Aufbau des dortigen Universitätsmuseums inne hatte, ist in besonderem Maße an Zugängen zu einer wissenschaftlichen Sammlungsgeschichte interessiert. Denn ebenso wie Bruno Latour ist auch te Heesen nicht primär Kuratorin sondern eigentlich Wissenschaftlerin, die mit ihren Ausstellungen allerdings „für eine *angewandte* Sammlungsgeschichte plädiert, die sich nicht in Theorie und Inventarisierung einer Sammlung erschöpft, sondern ihr Potential erst zusammen mit epistemischen Problem- und Fragestellungen entwickelt“.²⁹⁴ Dabei lässt sie sich eher vom Rheinbergerschen Konzept der Experimentalsysteme und epistemischen Dinge leiten, wenn es darum geht, „anhand von Objekten deutlich zu machen, wie die vergangene, aber immer in Spuren erkennbare Praxis ausgesehen hat“²⁹⁵, als von der Problematisierung der in Sammlungen sedimentierten Wissensordnungen, wie sie bereits Walter Benjamin in seinem Kapitel über den Sammler thematisiert hat:

„Man muß nämlich wissen: dem Sammler ist in jedem seiner Gegenstände die Welt präsent und zwar geordnet. Geordnet aber nach einem überraschenden, ja dem Profanen unverständlichen Zusammenhange. Der steht zu der geläufigen Anordnung und Schematisierung der Dinge ungefähr wie ihre Ordnung im Konversationslexikon zu einer natürlichen.“²⁹⁶

Te Heesens Ausstellung, die von einem Katalog und einem Workshop im Rahmen der Museumsakademie Joanneum begleitet war, wirft einen detailreichen, von einer kulturwissenschaftlichen Wissenschaftsgeschichte geformten Blick auf ein (oftmals)

²⁹⁴ te Heesen 2001, S. 13

²⁹⁵ te Heesen 2007, S. 96

²⁹⁶ Benjamin, W.: Gesammelte Schriften. Bd. V.1. Das Passagenwerk Bd. 1. Ffm: Suhrkamp 1991, S. 274f.

vergessenes Stück Materialgeschichte der Wissenschaften, verbleibt allerdings damit stets innerhalb der Grenzen einer Wissenschafts- und Universitätsgeschichte als Selbstaufklärung über ihre Praxen, ohne aber die bei Foucault, Latour und Haraway zentrale Frage nach der sozialen und politischen Einbettung der verhandelten Wissensformen und -bestände zu adressieren.²⁹⁷ Dennoch können Universitätsmuseen oder Konzepte wie die in Bezug auf Universitätssammlungen diskutierten Schaudepots²⁹⁸ als lokale Verbindungsorte zu einer städtischen Öffentlichkeit fungieren, die auf doppelte Weise einer Situiertheit und Situierung des Wissens – als Nähe zu den Orten und Praxen der Forschung und als Arbeit der Universitäten als Teil städtischen Lebens – gerecht werden kann. Fasst man Letzteres als einen öffentlichen Raum, den die Wissenschaftsausstellung (im Gegensatz zur Kunst) bis dato kaum für sich erschlossen hat, so lassen sich hier – gerade in einer Stadt wie Wien, deren Universitäten verglichen mit US-amerikanischen lokal nur gering verankert sind – neue Beziehungen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit knüpfen.



„Kustodonomie – 16 Eigenarten“
Video-installation von Daniel Kötter im
Rahmen von „HUM – die Kunst des

Auf ganz andere Weise thematisiert das von der interdisziplinären KünstlerInnen-Gruppe „a rose is“ entwickelte Projekt „HUM – die Kunst des Sammelns“ wissenschaftliche Sammlungen.²⁹⁹ In den Räumlichkeiten des kurz vor der Renovierung und einer teilweisen Aussiedlung von Sammlungsbeständen stehenden Naturkundemuseums der Humboldt-Universität Berlin entwickelt der Komponist und Regisseur Julian Klein mit der Dramaturgin Julia Gerlach, einem Team von KünstlerInnen aus den (oder

²⁹⁷ vgl. den Workshop „Wissenschaft auf/zu. Zum Boom universitärer Sammlungen und Museen“ – siehe <http://museumsakademie-joanneum.at/projekte/joanneum-academy/2008/wissenschaft-auf-zu-zum-boom-universitaerer-sammlungen-und-museen> (Zugriff am: 31.10.2008)

²⁹⁸ Ein Beispiel für Schaudepots bildet das in der Nähe von Basel (CH) angesiedelte Schaulager, das nicht ausgestellte Werke der Sammlung der Emanuel Hoffmann-Stiftung zugänglich macht und sich als neuartiger Raum für die Kunst (und die Wissenschaft) versteht – siehe <http://www.schaulager.org> (Zugriff am: 31.10.2008)

²⁹⁹ „HUM – die Kunst des Sammelns“, ein Projekt von „a rose is“ vom 28.2.2008 – 9.3.2008 im Museum für Naturkunde der Humboldt-Universität zu Berlin – vgl. Gerlach 2008 sowie im Internet <http://www.hum-die-kunst-des-sammelns.de/> (Zugriff am: 31.10.2008)

präziser zwischen den) Bereichen Theater, Performance, Videokunst und Musik sowie

den KustodInnen des Hauses einen „taxomanischen Parcours durch die Forschungssammlungen“. In diesem wird im Februar/März 2008 ein „Szenarium“ in etlichen Szenen gleich einer Theatervorstellung aufgeführt, das aus Video- und Audioinstallationen, Zeichnungen, Modenschauen, einer Weinprobe, szenischen Lesungen und vielen weiteren Elementen besteht, die gemeinsam mit einem Symposium und einem Katalog das Gesamtprojekt bilden. Wollte die Gruppe ursprünglich der Vielfalt der Natur eine „Zoologie der Künste“ gegenüberstellen, verlagerten, verschoben und vervielfältigten sich die Frageweisen und gesammelten Materialien zunehmend in Richtung einer Erkundung der Taxonomie als Wissenschaft von der Benennung und Klassifikation von Organismen. Denn diese produziert nicht nur eigentümliche standardisierte Nomenklaturen, die im Projekt gewitzt unterwandert werden: So wird mithilfe formalen Kriterien entsprechender *abstracts* die Sichtung einer neuen menschlichen Spezies der Gattung „*Homo* (Primates, Hominidae)“, nämlich der „*Homo taxomaniae*“, ebenso erfolgreich und – gemäß den Regeln der auf Linné zurück gehenden Taxonomie unauslöschlich – behördlich gemeldet, wie ein Motorrad der Marke „Harley Davidson“ als neue Insektenart in der Familie der Cicaden.³⁰⁰ Die Taxonomie zeigt sich damit als reichhaltiges und zugleich prekäres, vielfach anachronistisches Programm, das wesentliche wissenschaftliche wie populäre Vorstellungen von der Evolution der Klassen, Gattungen und Arten ebenso geprägt hat, wie es aufs Engste mit dem materiellen Arrangement der naturkundlichen Sammlungen selbst verbunden ist. In ihrem Zentrum steht das Projekt einer Erfassung der Vielfalt von Lebewesen, die als Praxis des Sammelns und Klassifizierens von geschätzten 5 bis 30 Millionen Tierarten heute zu kaum 10 Prozent erbracht ist. Im Gespräch mit den KustodInnen wird rasch der metaphorische, phantasmatische Überschuss der Taxonomie sichtbar, die trotz ihrer Widersprüchlichkeiten (die in vielen Forschungsprogrammen vorgefunden werden können) für andere Disziplinen relevante und effiziente Ordnungssysteme und Nomenklaturen bereitstellt. Dennoch problematisiert der Kustos Michael Ohl die zwei zentralen Versionen des Großprojektes ‚Erfassung der Arten‘ – den „Stammbaum“ und die „Fortpflanzungsgemeinschaft“ – in ihrem theoretischen Status und berichtet von einer vielfach morphologischen Forschungspraxis, die zugleich aber nicht *state-of-the-art* sei:

³⁰⁰ vgl. Gerlach 2008, Nomenklatur: Taxophilia, 1. Akt (Zwischengeschoß sowie 1. Obergeschoss) – *Anm. A. M.*: Der Band wurde nach Nomenklaturen bzw. nach Szenen und Räumen der Performance gegliedert und nicht mit Seitenzahlen versehen)

„So, und die große Frage ist jetzt, wenn man hier inmitten von Millionen von Individuen sitzt, welche Relevanz hat diese Diskussion eigentlich für die Frage, was wir mit diesen Kisten hier anfangen. Und da kann ich wirklich mit großer Inbrunst sagen: überhaupt keine! Denn wenn ich mir diese Tiere anschau, dann schau ich mir die Morphologie an. Dann schau ich mir an: Was ist ähnlich? [...] Nichtsdestotrotz instrumentalisieren wir hier morphologische Merkmale, als Signalgeber für evolutive Prozesse. Das heißt: Wir arbeiten täglich mit Merkmalen und murmeln dabei immer so mantraartig: Eigentlich bedeuten die Merkmale nichts, eigentlich bedeuten die Merkmale nichts ...“³⁰¹

Die monumentale institutionelle und historische Manifestation taxonomischer Systeme, das Museum (als Wissensspeicher, als Großforschungseinrichtung und als Ort des Unterrichts, auf den die „verräumlichte“ Systematik ausgerichtet war), wird damit selbst Gegenstand der Ausstellung. Mit *HUM* steht aber auch die „Instabilität des Wissens“³⁰² im Zentrum ästhetischer und auf pädagogische Strategien der Explikation verzichtender Erkundungen im Rahmen einer tatsächlich *situierten* Vermittlungspraxis. Denn „bespielt“ wurden im vorliegenden Fall spezifische Orte einer Einrichtung, welche die Präsentation von Sammlungsbeständen im Sinne eines „Schaufensters der Sammlung“ als ihre genuine Aufgabe begreift: die Räume des Forschens, die üblicherweise der Öffentlichkeit verborgen bleiben. Damit wurde im Rahmen der *Performance* „die gängige räumliche und zeitliche Ökonomie der wissenschaftlichen Erkenntnis umgestülpt“. ³⁰³ Grundlage dieses gelungenen Versuchs, „die Sinnlichkeit des Wissens selbst anzuerkennen“³⁰⁴, waren Gespräche und Interviews, die aufgezeichnet wurden und als kleine Geschichten den Katalog durchziehen und strukturieren. Damit ist letztlich auf eine weitere, zentrale Eigenschaft von wissensbezogenen Ausstellungen hingewiesen, nämlich die Tatsache, dass es sich dabei – sofern diese nicht einfach im Ausstellen einer Theorie oder im Unternehmen des „Transports“ von faktischem und zumeist unproblematisierten Wissen bestehen – zumeist um Recherche- oder

³⁰¹ a.a.O.

³⁰² Bormann, H.-F.: *Theatrum naturae et musicae*. Über das Musiktheater von Julian Klein / *a rose is*. In: Gerlach 2008

³⁰³ a.a.O. – Damit zeigt das Projekt auch, wie sehr Strategien des Zeigens, das Arrangement von Objekten als reflexive kulturelle Praxis und ihr kulturelles/kommunikatives *framing* entscheidend dazu beitragen, Öffentlichkeiten zu schaffen. Dazu der Kustos Matthias Glaubrecht: „Das, was wir mit der neuen Ausstellung erreicht haben, hätten wir und natürlich vorher gar nicht so richtig träumen lassen. Also, dass wir mehr Besucher haben, haben wir erwartet, dass wir so viele haben, übersteigt auch ein bisschen die Klimatechnik des Hauses, ehrlich gesagt.“ – ebd., *Museum und Forschungssammlungen*

³⁰⁴ a.a.O.

Forschungsprojekte handelt, die selbst Wissen hervorbringen. Wenn Ausstellungen selbst sozial oder „kulturell“ robustes Wissen produzieren, dann können sie zugleich als historiographische Entwürfe gelten, die je nach Frageweise im Sinne einer Wissenschaftsgeschichte, einer interventionistischen oder partizipativen sozialen Praxis oder auch einer (Zeit)Geschichte des Wissens konzipiert sind.

3.2.4 Ding-Schauen: Public Understanding of Dingtheorie?

Wie an dieser Stelle bereits mehrfach erwähnt, haben die Theorien Bruno Latours in den vergangenen Jahren auch eine Vielzahl von AusstellungsmacherInnen, KuratorInnen und KünstlerInnen inspiriert. Seine Fassung von technosozialen Praktiken und epistemischer Materialität und die damit einhergehenden Konzepte einer politischen Epistemologie und einer symmetrischen Anthropologie haben nicht nur durch seine Schriften sondern wesentlich auch durch die von ihm gemeinsam mit Peter Weibel kuratierte Ausstellung „*Making Things Public. Atmosphären der Demokratie*“, die 2005 am Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe stattfand und als vielleicht nachhaltigstes Ergebnis einen über tausendseitigen Katalog hervorgebracht hatte, Eingang in den Kunstbereich gefunden. Die Ausstellung ist – wie bereits in Kapitel 2 geschildert – vom Konzept der „Versammlungen“ geleitet. Dementsprechend bringt sie drei Arten der Repräsentation an einem kulturellen Ort zusammen, der programmatisch mit neuen ästhetischen Strategien und *displays* operiert, die im Zusammenspiel von Forschung, bildender Kunst und Medienkunst erprobt werden: Es sind dies die politische, die wissenschaftliche und die künstlerische Repräsentation. Die während der Planungsphase noch als Messe (*fair*) bezeichnete Schau versteht sich demgemäß selbst als eine „Versammlung von Versammlungen“, die in einem *call* eingeworben und hinsichtlich ihrer innovativen Strategien der Sichtbarmachung komplexer (an ein zu errichtendes neues Gemeinwesen) adressierter, nicht-menschlicher „Propositionen“ durch ForscherInnen und KünstlerInnen ausgewählt und zusammengestellt wurden. „An exhibition cannot do much“, schreibt Latour im programmatischen Text des Ausstellungskatalogs, „but it can explore new possibilities with a much greater degree of freedom because it is so good at thought-experiments, or rather

Gedankenausstellung“.³⁰⁵ Die kuratorische oder – wenn man so will – ästhetische Strategie der Schau setzt auf eine Vergleichbarkeit der Plausibilität in großer Zahl vorgeführter Ding-Repräsentationen, worin aber zugleich auch eine Schwierigkeit der Ausstellung lag, die einzelne und vielfach kaum korrespondierende Positionen mit Hilfe einer aufwendigen Ausstellungsarchitektur *räumlich* und mit Hilfe von Meta-Narrativen³⁰⁶ *inhaltlich* aber gleichzeitig nur lose miteinander in Beziehung setzte. Latour, dessen Praxis der Übertragung von Theoremen und Methoden auf benachbarte Bedeutungsfelder ich bereits erwähnt habe, kaschiert hier eine vermeintlich fehlende gestalterische und kuratorische Sinnlichkeit mit dem vagen Programm einer Ästhetik, das auf der Überwindung der Boyleschen „matters of fact“ beruht:

„Matters-of-fact now appear to our eyes as depending on a delicate aesthetic of painting, drawing, lighting, gazing, convening, something that has been elaborated over four centuries and that might be changing now before our very eyes. There has been an aesthetic of matters-of-fact, of objects, of *Gegenstände*. Can we devise an aesthetic of matters-of-concern, of Things?“³⁰⁷

Damit soll die ungemein reichhaltige Ausstellung und die Vielzahl interessanter Arbeiten keinesfalls in Abrede gestellt werden. Von Arbeiten wie der interaktiven, panoramatischen Modelllandschaft „*When Wolves Settle*“ von Didier Demorcy, Isabelle Mauz und Studio Pollo, die der Sichtbarmachung einer „tierischen Kontroverse“ in den französischen Alpen dient, neuen „devices“ und Netzwerkvisualisierungen, die sich inzwischen einer breiten Verwendung in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft erfreuen oder von seitens der visuellen Anthropologie inspirierten neuen Recherche- und Reportageformen wie dem Projekt „*What is a Body / a Person?*“³⁰⁸ der experimentellen Wiener Arbeitsgruppe „Xperiment!“, die ein begehbares, 320m² großes „Fresko“ mit visuellen Laborprotokollen von Pflegepraktiken auf einer Wachkomastation gestaltet

³⁰⁵ Latour / Weibel 2005, S. 31

³⁰⁶ Die thematische Ordnung erfolgt in 13 Sektionen sowie einem Video- und einem Internetbereich: 1. „No Politics Please“, 2. „The Puzzle of Composite Bodies“, 3. „The Good and the Bad Government“, 4. „From Objects to Things“, 5. „No Mediation, No Representation“, 6. „Which Assembly for Those Assemblages“, 7. „The Parliament of Nature“, 8. „Follow the Paper Trails“, 9. „The Market Place Is a Parliament, Too“, 10. „Parliaments, Too, Are Complex Technologies“, 11. „The Obscure Objects of Politics“, 12. „A New Eloquence“, 13. „New Politic Passions“ – siehe ebd., S. 1042-1050

³⁰⁷ Latour / Weibel 2005, S. 23

³⁰⁸ Die Arbeit wurde ebenfalls in Belgrad und in Wien gezeigt, wo sie im Rahmen der Ausstellung „die wahr/falsch inc.“ (2.6.-15.07.2006 an 10 öffentlichen Orten in Wien) in der Mexikokirche ausgestellt wurde

haben, gehen interessante Akzente in Hinblick auf den Umgang mit epistemischen Phänomenen und ihren Vergesellschaftungen aus. Dennoch bleibt die Schau, an der eine Reihe weiterer prominenter VertreterInnen der Wissenschaftsforschung und -geschichte selbst mitgearbeitet haben, in einer eigentümlichen Geste der Illustration theoretischer Positionen verhaftet.

Um über ein „public understanding of Ding-Theorie“ hinaus dem „theatre of persuasion“ (Haraway) in seinen Darstellungs-, Objektivierungs- und Dramatisierungseffekten und den Wahrheitsspielen des Wissens auch im Kontext ihrer Verräumlichung in Ausstellungen einen reflexiven und sinnlich erfahrbaren Ausdruck zu verleihen, um den instabilen Charakter epistemischer und lokal situierter Zugriffsweisen auf die Welt aufrecht zu erhalten und um das mit dem Auftreten neuer Quasi-Objekte und Dispositive verbundene Wuchern der Regierungs- und Subjektivierungsweisen in den Blick zu bekommen, bedarf es wohl weiterer theoretischer wie ästhetischer Erkundungen des Wissens, dieser Universalkategorie des frühen 21. Jahrhunderts. Für solche Sondierungen stellt das Museum als „Heterotopie“³⁰⁹, wie Foucault jene konkreten Orte bezeichnet hat, an denen das Noch-nicht-Gedachte (noch) seine lustvollen Bahnen ziehen kann, ein *Paradies der Dinge* dar, an dem die Grenzen von Glauben und Wissen verschoben, die Geschichten umgeschrieben werden dürfen und das dem Denken als sinnlich(st)em Vollzug des Erkennens Raum und Zeit gibt.

³⁰⁹ vgl. Foucault 2005

Verwendete Literatur

- BACHELARD, G.: Epistemologie. Frankfurt am Main (Fischer Taschenbuch Verlag)
1993
- BECK, U.: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.:
Suhrkamp 1986
- BÖHME, H.: Festischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne. Reinbek bei
Hamburg: rowohlt's enzyklopädie 2006
- CANGUILHEM, G.: Die Geschichte der Wissenschaften im epistemologischen Werk
Gaston Bachelards. 1963, in: Lepenies, W. (Hg.): Georges Canguilhem.
Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze. Frankfurt/M.:
Suhrkamp Taschenbuch Verlag 1979, S. 7-21
- ders.: Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte. 1966, in: Lepenies, W. (Hg.):
Georges Canguilhem. Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte
Aufsätze. Frankfurt/M.: Suhrkamp Taschenbuch Verlag 1979, S. 22-37
- ders.: Die Rolle der Epistemologie in der heutigen Historiographie der
Wissenschaften. 1976, in: Lepenies, W. (Hg.): Georges Canguilhem.
Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze. Frankfurt/M.:
Suhrkamp Taschenbuch Verlag 1979, S. 38-58
- ders.: Bericht von Herrn Canguilhem über das Manuskript, das Herr Michel Foucault,
Leiter des Institut français in Hamburg, zum Erhalt der Druckerlaubnis als *thèse
principale* für das *doctorat ès lettres* eingereicht hat. 1960, in: Schmidgen, H.
(Hg.): Georges Canguilhem. Wissenschaft, Technik, Leben. Beiträge zur
historischen Epistemologie. Berlin: Merve Verlag 2006, S. 41-48
- ders.: Philosophie und Wissenschaft: Gespräch mit Alain Badiou. 1960, in:
Schmidgen, H. (Hg.): Georges Canguilhem. Wissenschaft, Technik, Leben.
Beiträge zur historischen Epistemologie. Berlin: Merve Verlag 2006, S. 49-68
- DELEUZE, G.: Was ist ein Dispositiv. 1988, in: Gilles Deleuze. Schizophrenie und
Gesellschaft. Texte und Gespräche von 1975 bis 1995, hg. v. Daniel Lapoujade.
Frankfurt/M.: Suhrkamp 2005

- FEHR, M.: Das Museum als Ort der Beobachtung Zweiter Ordnung. Einige Überlegungen zur Zukunft des Museums. In: Rosemarie Beier für das DHM (Hrsg.), Geschichtskultur in der Zweiten Moderne. Frankfurt 2000, 149-166 (Online unter <http://www.aesthetischepraxis.de/Texte2/Museum%20Beobachtung%202.O.pdf> - Zugriff am: 24.10.2008)
- FOUCAULT, M.: Archäologie des Wissens. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1973a
- ders.: Die Heterotopien – Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2005
- ders.: Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1973b
- ders.: Wahrheit und Macht. Interview von A. Fontana und P. Pasquino. 1977, in: Dispositive der Macht. Michel Foucault. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve Verlag 1978
- ders.: Was ist Kritik? Übers. V. Walter Seitter, Berlin: Merve Verlag 1992
- GALISON, P.: Image & Logic. A Material Culture of Microphysics. Chicago: The University of Chicago Press 1997
- GERLACH, J.: HUM – die Kunst des Sammelns. Berlin: form + zweck 2008
- HAHN, H. P.: Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin: Reimer 2005
- HANSEN, R.: Things v Objects. on the public life of things. In: artmonthly No. 318, London: Britannia Art Publications 2008 (siehe: <http://www.highbeam.com/doc/1G1-183553799.html> - Zugriff am: 25.10.2008)
- HARAWAY D. J.: Modest_Witness@Second_Millennium. FemaleMan[®]_Meets_OncoMouse[™]. New York/London: Routledge 1997
- HARRASSER, K.: Computerhystorien. Erzählungen der digitalen Kulturen um 1984. Wien: Dissertation, 2005
- KOHL, K.-H.: Entrückte Dinge. Über Ethnologie, Aneignung und Kunst. In: Frank, M. C./Gockel, B./Hauschild, T./Kimmich D./Mahlke, K. (Hg.): Fremde Dinge. Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 1/2007, Bielefeld: transcript Verlag 2007
- ders.: Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte. München: C.H. Beck 2003
- KORFF, G.: Museumsdinge. Deponieren – exponieren. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2002/2007

- LATOUR, B.: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008
- ders.: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt/Main: suhrkamp 2007
 - ders.: Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp, Edition Zweite Moderne, Hg. v. Beck, U., 2001
 - ders.: Die Hoffnung der Pandora. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000
 - ders.: Der „Pedologen-Faden“ von BoaVista – eine photo-philosophische Montage. In: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin: Akademie Verlag 1996
 - ders.: From Realpolitik to Dingpolitik. 2005, In: LATOUR, B./WEIBEL, P.: Making Things Public. Atmospheres of Democracy. ZKM, Karlsruhe/MIT Cambridge 2005
- LATOUR, B./WOOLGAR, S.: Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts. Princeton: Sage Publications 1979
- LAW J./HASSARD, J (Hg.): Actor Network Theory and After. Oxford: Blackwell Publishing 1999
- MACDONALD, S. (Hg.): The Politics of Display. Museums, Science, Culture. London/New York: Routledge 1998
- OLESEN, S. G.: Wissen und Phänomen. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999
- RHEINBERGER, H.-J.: Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2006
- ders.: Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas. Göttingen: Wallstein Verlag 2001
 - ders.: Experimentalsysteme, Epistemische Dinge, Experimentalkulturen. Zu einer Epistemologie des Experiments. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Berlin 42 (1994) 3, S. 405-417
 - ders.: Historische Epistemologie zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag 2007
 - ders.: Iterationen. Berlin: Merve Verlag 2005
- RANCIÈRE, J.: Die Aufteilung des Sinnlichen, Hg. v. MUHLE, M., Berlin: b_books 2006
- SHAPIN S./SCHAFFER S.: Leviathan and the air-pump. Hobbes, Boyle, and the experimental life. Princeton: Princeton University Press 1985

- STAR, S., L./GRIESEMER, J. R.: Institutional Ecology, 'Translations' and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907-39. 1989, in: Social Studies of Science, 19, 387-420
- TE HEESEN, A.: Über Gegenstände der Wissenschaft und ihre Sichtbarmachung. In: Frank, M. C./Gockel, B./Hauschild, T./Kimmich D./Mahlke, K. (Hg.): Fremde Dinge. Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 1/2007, Bielefeld: transcript Verlag 2007
- TE HEESEN, A./LUTZ, P.: Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort. In: Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden, Band 4, Köln: Böhlau Verlag 2005
- TE HEESEN, A./MICHELS A.: auf/zu. Der Schrank in den Wissenschaften. Tübingen: Akademie Verlag 2008
- TE HEESEN, A. / SPARY, E.C. (Hg.): Sammeln als Wissen. Göttingen: Wallstein Verlag 2001
- TOULMIN, S.: Kritik der kollektiven Vernunft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1978
- VISCHER, T.: Bedingungen heute – Überlegungen für morgen zu Sammlung, Archiv und Kommunikation. Anspruch und Realität in der Museumspraxis. In: Breitwieser, S.: Sammlung. Archiv. Kommunikation, Wien: Generali Foundation 1999
- VOGL, J. (Hg.): Poetologien des Wissens um 1800. München: Wilhelm Fink Verlag 1999

Fotorechte

Ich habe mich bemüht, sämtliche InhaberInnen der Bildrechte ausfindig zu machen und ihre Zustimmung zur Verwendung der Bilder in dieser Arbeit eingeholt. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung bekannt werden, ersuche ich um Meldung bei mir.

Anhang

Lebenslauf

PERSÖNLICHE DATEN

Name: Alexander Martos
Geburtsdatum: 9. Oktober 1972
Geburtsort: Wien
Staatsbürgerschaft: Österreichisch
e-mail: martos@science.co.at

AUSBILDUNG

1990 Studium der Philosophie, Zeitgeschichte und Politikwissenschaften
an der Universität Wien
1990-92 Studium der Mathematik an der Universität Wien
1982-90 AHS-Matura am Wiener Piaristengymnasium
1978-82 Volksschule in Wien 8., Zeltgasse 4

BERUFLICHER WERDEGANG

Ab 09/2008 *Forschungsprojekt „Tricks of the Trade“*: Projektkoordination und wissenschaftliche Mitarbeit am durch das BMWF im Rahmen von „Sparkling Science“ geförderten Projekt von „Science Communications Research“
seit 2006 *Science Communications Research*: Gemeinsam mit Karin Harrasser und Bertram Schütz Gründer und Vorstandsmitglied des Forschungsvereins „Science Communications Research“ zur Erforschung von Prozessen der Wissenschaftsvermittlung und der Wissenschaftsorganisation
seit 2000 *Science Communications, Schütz & Martos GmbH*: Partner und seit 2003 Geschäftsführer bei „Science Communications, Schütz & Martos GmbH“, vormals Bertram Schütz GmbH
1999-2000 *IFK Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften*: Leiter der PR und Öffentlichkeitsarbeit am IFK Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften in Wien
1998/99 *Ecker & Partner, Agentur für Öffentlichkeitsarbeit und Lobbying*: Projektmanager beim „Department für Wissenschaftskommunikation“ der Agentur „ecker & Partner“
1997/98 *Datenwerk / Blue-C*: PR-Berater bei der Internet-Agentur „datenwerk“, später „blue-C“
1997 *Studie „Wissenstransfer in Österreich“ / bm:vv*: Forschungsstudie zu „Wissenstransfer in Österreich“ für das Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr (bm:vv)
1996/97 *Zivildienst*: 12-monatiger Zivildienst in der Pressestelle von amnesty international Österreich
1995-96 *ÖH – Österreichische HochschülerInnenschaft*: stv. Pressesprecher der ÖH Uni Wien sowie des ÖH-Zentralausschusses, Redakteur der Uni-Zeitschriften „Unique“ und „scope“

EHRENAMTLICHE TÄTIGKEITEN

seit 2005 *ForscherInnen ohne Grenzen*: Mitgründer und stellvertretender Obmann des Vereins „ForscherInnen ohne Grenzen“ für Flüchtlinge und AsylwerberInnen mit akademischer Ausbildung
1999-2001 *amnesty international Österreich*: Vorstandsmitglied bei amnesty international Österreich, zuständig für Campaigning und Fundraising
1997-2000 *FWF – Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung*: Delegierter für die Österreichische HochschülerInnenschaft
1993-1996 *ÖH – Österreichische HochschülerInnenschaft*: Mitglied diverser Gremien der Österreichischen HochschülerInnenschaft

AUSSTELLUNGEN

- 2005-2006 „die wahr/falsch inc.“: Gemeinsam mit Michael Guggenheim, Bernd Kräftner und Judith Kröll Kurator der Wissenschaftsausstellung „die wahr/falsch inc.“ (2.6.-15.7.2006) an 10 öffentlichen Orten Wiens
- 1998 „Translocation“ / Generali Foundation: Gemeinsam mit Siegfried Mattl und Wolfgang Fichna Ko-Produktion der Dokumentation „Translocation – new media/art“ für die gleichnamige Ausstellung der Generali Foundation (Kurator: Georg Schöllhammer)
- 1993-1994 „Hundert Jahre Kino“ (Ruth Beckermann): Recherchen zur frühen Geschichte des Österreichischen Films für das Ausstellungsprojekt „Sequenzen des Kinos. Hundert Jahre Kino“ von Ruth Beckermann

LEHRVERANSTALTUNGEN

- 2006 und 2008 *ecm – Exhibition and Cultural Communication Management*: Vortragender zum Thema Wissenschaftskommunikation
- 2002/03 und 2005/06 *SciMedia*: Lehrender am postgradualen Universitätslehrgang für Wissenschaftskommunikation „SciMedia“ des Instituts für Interdisziplinäre Forschung und Weiterbildung der Universitäten Klagenfurt, Wien, Innsbruck und Graz (2002/03 und 2005/06)
- 2004 *Studienmodul Wissenschaftskommunikation / IMP*: Lehrender beim Studienmodul „Wissenschaftskommunikation“ von Univ.-Prof. Dr. Renée Schröder am IMP der Universität Wien (2004)

VORTRÄGE UND KONFERENZTEILNAHMEN

- 10/2008 *Präsentation der Studie „'Governing' Wissenschaft und Gesellschaft“* bei der Enquete „Wissenschaft braucht Gesellschaft. Der Dialog als politische Agenda“ des Rates für Forschung und Technologieentwicklung am 16.10.2008, Wien (Ovalhalle des MQ)
- 07/2008 Mitglied einer *Delegationsreise* der Stadt Wien und des Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (BMWF) zum „Euroscience Open Forum 2008“ in Barcelona (18.-22.7.2008) zur Vorstellung der Bewerbung Wiens für das ESOF 2012
- 04/2007 Moderation und Abschlusspanel bei der Konferenz „Wissenschaftskommunikation im öffentlichen Raum. Welche Rolle spielen die Universitäten?“, 12.-13.4.2007, Berlin.
- 01/2006 Delegierter des Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur beim „Science in Society. Consultation Seminar“ der Europäischen Kommission Brüssel
- 05/2005 Projektvorstellung beim Symposium „Wissenschaft im Nachtprogramm. Morgendämmerung für Wissenschaftsnächte“ 13.6.2005, Berlin
- 04/2004 Workshop-Präsentation „The Network of Cultural Studies“ bei der Konferenz „Media Communities“ zusammen mit Christina Lutter und Karin Harrasser, 14.-17. April 2004, Universität Innsbruck
- 1999-2000 Moderation diverser *Veranstaltungen des IFK Internationales* Forschungszentrum Kulturwissenschaften

FORTBILDUNGEN

- 02/2008 Workshop „Wissenschaft auf/zu. Zum Boom universitärer Sammlungen“ der Joanneum Museums Akademie in Kooperation mit der Universität Tübingen, 15.-16.2.2008, Tübingen
- 11/2007 „arts and figures. GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf“ Konferenz und Expertisenausstellung, 27./28.11.2007, Wiesbaden
- 05/2007 Konferenz „Science and the Public“, Imperial College London
- 08/2006 EASST-Konferenz „Reviewing Humanness: Bodies, Technologies and Spaces“ in Lausanne
- 08/2006 „The Language of Simulation“, Konferenz ars electronica! 2006
- 08/2004 EASST-Konferenz „Public Proofs. Science, Technology and Democracy“, Paris
- 07/2002 Symposium „Bildersturm und Bilderflut“ zur Ausstellung „Icono Clash“ am Zentrum für Kunst und Medientechnologie, Karlsruhe

VERÖFFENTLICHUNGEN

- Martos, Alexander / Pay, Ferdinand / Weiß, Walpurga: *„Governing“ Wissenschaft und Gesellschaft. Ein vergleichender Bericht für den Rat für Forschung und Technologieentwicklung*. (Wien 2008 – Download unter <http://www.rat-fte.at/>)
- Martos, Alexander: *Wie man Wissenschaftskommunikator wird* in: Hermannstädter, Anita / Sonnabend, Michael / Weber, Cornelia (Hg.): *Wissenschaft kommunizieren. Die Rolle der Universitäten*. Essen (Edition Stifterverband: 2008), S. 92ff
- Martos, Alexander: *Die vergessenen ForscherInnen – Ein Aufruf*. Jahresbericht 2006 des ZIT – Zentrum für Innovation und Technologie GmbH der Stadt Wien.
- Guggenheim, Michael / Kräftner, Bernd / Kröll, Judith / Martos, Alexander / Oberhuber, Florian (Hg.): *die wahr/falsch inc. Eine Wissenschaftsausstellung in der Stadt*. Ausstellungskatalog, Wien: facultas Verlag 2006
- Zahlreiche Artikel in „ainfo“, der Mitgliederzeitung von amnesty international und „scope“, dem Studierendenmagazin der ÖH (1997-2000) zu internationalen Menschenrechtsthemen
- Martos, Alexander: *Erinnerungsmaterial. Zu Alain Resnais' „Hiroshima mon amour“*. In: Weinzierl, Erika (Hg.): *zeitgeschichte*, Heft 9/10, sept/Okt. 1994, S. 280-95

AUSGEWÄHLTE PROJEKTE IN DER WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION

- 2008 „Euroscience Open Forum – ESOF 2012“: Vorbereitung der Bewerbung Wiens in Zusammenarbeit von Stadt und Bund (BMWF, BMVIT)
- 2007 „FameLab 2007“: Netzwerkaufbau und Realisierung des wissenschaftlichen Rhetorikwettbewerbs in Österreich im Auftrag des British Council (www.famelab.at)
- 2005-2006 „die wahr/falsch inc.“: Gemeinsam mit Michael Guggenheim, Bernd Kräftner und Judith Kröll Kurator der Wissenschaftsausstellung „die wahr/falsch inc.“ (2.6.-15.7.2006) zur Fragen von Wissenschaft und Gesellschaft an 10 öffentlichen Orten Wiens (www.wahrfalsch.com)
- 2005 *Lange Nacht der Forschung 2005 (Wien, Linz, Innsbruck)*: Konzeption und Organisation der ersten „Langen Nacht der Forschung“ in drei Österreichischen Städten mit rund 50.000 BesucherInnen
- seit 2001 *Österreichisches Genomforschungsprogramm GEN-AU*: Begleitende Kommunikation des Österreichischen Genomforschungsprogramms GEN-AU (www.gen-au.at), darunter Herausgabe des 3 x jährlich erscheinenden Magazins „genosphären“, Organisation der „GEN-AU SummerSchool“, von Laborpraktika für rund 100 SchülerInnen jährlich in Life Science Labors (www.summerschool.at) und aktuell Durchführung einer Stakeholder-Dialogprozesses zum Thema Biomodelle in der Forschung.
- 2000 - 2004 *FSP Kulturwissenschaften / Cultural Studies*: Begleitende Kommunikation des Forschungsschwerpunkt Kulturwissenschaften / Cultural Studies des Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (www.culturalstudies.at)

Weitere Projekte von Science Communications: siehe www.science.co.at

Abstract

Die Diplomarbeit von Alexander Martos mit dem Titel „Das Paradies der Dinge. Vom Umgang mit epistemischer Materialität in Wissenschaft und Museum“, eingereicht im November 2008 an der Universität Wien im Studienfach Philosophie, beschäftigt sich mit dem Verhältnis von epistemischen Dingen und musealen Objekten. Denn in den vergangenen Jahren hatten verschiedene Ausstellungen versucht, einen neuen Blick auf Forschung, Wissenschaftsgeschichte, aber auch auf den politischen Gehalt von Wahrheits- und Wissenproduktion zu werfen. Dabei stehen verschiedene „Dingkonzepte“ in Wissenschaftsforschung, Ethnologie und Kulturwissenschaften im Zentrum der Untersuchung, die in der Folge auch in aktuelle Ausstellungsstrategien eingeflossen sind. Was passiert mit „epistemischen Dingen“, wenn sie aus dem Labor ins Museum wandern? Unter welchen Bedingungen kann ihre zweite Existenz als museale Objekte als Ideengeber für eine Historiographie der Wissenschaften dienen? Und welche Dingkonzepte reiben sich derzeit mit Objektbegriffen des Museums?

- Kapitel 1 beschäftigt sich mit der französischen Tradition der Epistemologie (Bachelard, Canguilhem) und ihrer Rezeption bei Foucault.
- Kapitel 2 folgt der Analyse der für die Moderne konstitutiven Trennung von Wissenschaft und Politik und ihrer Interpretation bei Bruno Latour und Donna Haraway, die einer Wissenschaftsgeschichte Hans-Jörg Rheinbergers gegenüber gestellt wird.
- Kapitel 3 untersucht schließlich, ausgehend von Hartmut Böhmes Geschichte des Fetischismus, anhand dreier Ausstellungen die Verarbeitung epistemischer Konzepte von Materialität im Museum.